

17759
Inv. A. 45.609

* Engelhorns *

Allgemeine Roman-Bibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane
aller Völker.

24. Jahrgang.

Band 19.

17759
326900

Das anvertraute Gut und andre Erzählungen.

Von

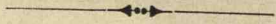
Bret Harte.

23484



Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen.

Donafiunea Maioresca



Stuttgart 1908.

Verlag von J. Engelhorn.

820-34-53

14759

2091/06

CONTROL 1953

1961

L

Alle Rechte vorbehalten.

B.C.U. Bucuresti



C23484

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

B

Inhalt.

	Seite
Das anvertraute Gut	5
Ein Ali Baba der Sierra	109
Peggys Menagerie	123
Die Göttin von Excelsior	139

17759

Das anvertraute Gut.

Erstes Kapitel.

Randolph Trent schritt von dem Stocktoner Dampfboot herab auf die Schiffslände in San Francisco, ohne einen Heller, ohne einen Freund oder Bekannten. Hunger hätte man außerdem unter seinen Heimsuchungen aufzählen mögen, denn da er sein letztes Kleingeld als Fahrgeld verauslagt hatte, war er anderthalb Tage ohne Nahrung geblieben. Doch kam ihm dies nur infolge gelegentlicher Schwächenanwendungen geistiger, nicht minder wie körperlicher Art zum Bewußtsein. Trotzdem war er der erste auf der zum Land führenden Verbindungsplanke, und wie im Fieber eilte er ans Ufer, in dem unbestimmten Verlangen nach Betätigung und Ortswechsel, das solcher Aufregung eigen ist. Nachdem er sich jedoch einige Augenblicke unter die aufbrechenden Passagiere gemengt, die alle rücksichtslos ihre eigenen Ziele persönlicher oder geschäftlicher Art verfolgten, zog er sich in dem Gefühl, für einen Landstreicher gehalten zu werden, allmählich von ihnen zurück. Obwohl er sich bewußt war, diese Bezeichnung nicht zu verdienen, sondern lediglich ein erfolgloser Goldgräber war, der sich plötzlich darauf angewiesen sieht, Arbeit oder Almosen jeder Art anzunehmen, ergriff er bei der ersten Straßenkreuzung die Gelegenheit, in eine Seitenstraße einzubiegen, in dem unklaren Verlangen, seine Schmach zu verbergen.

Ein auffrischender Wind, der das Boot in den letzten paar Stunden gerüttelt, hatte sich nunmehr zu einem heftigen Südweststurm mit Regengüssen entwickelt, die den Straßendamm feigten. Seine auf die wärmere Bergwerksgegend im Süden berechneten abgetragenen Arbeitskleider verdrossen Trent mehr wegen ihres unverkennbar abgeschmackten Widerspruchs mit dem Klima, als daß sie ein wirkliches Gefühl des Mißbehagens bei ihm verursacht hätten, denn sein

fieberischer Zustand trotzte der Kälte seiner durchnäßten Kleider, während er im Eilschritt gegen die Windstöße der matt erleuchteten Straße ankämpfte. An der nächsten Ecke hielt er inne; er hatte eine andre, und nach ihrem verfallenen Aussehen zu schließen, offenbar ältere Schiffslände erreicht, als die war, wo er gelandet, doch gleich der ersten bildete sie immerhin einen Zugang zu dem höher gelegenen, belebteren Teil der Stadt. Wiederum wandte er sich, wie mechanisch, diesem zu — denn zum Teil lag seine Unruhe darin, daß er einen unbestimmten, unklaren Zweck verfolgte. In seiner fieberischen Erregung schien sich sein Fassungsvermögen zu verschärfen, denn deutlich bemerkte er den widersinnigen, halb seemännischen, halb hinterwäldlerischen Charakter der Warenspeicher und Kaufhäuser, sowie den Kumpf eines gestrandeten Schiffes, der bereits in einen Block roher Behausungen umgebaut war, ferner die dunkle Wand eines aus Wellblech erbauten Hauses und die unheimliche Nachbarschaft einer Schweizerhütte, deren Galerien nur dazu dienten, Aushängeschilder zu tragen, und deren Gebälk in Teile zerlegt übers Meer geschafft worden waren, um aufs Geratewohl wieder aufgebaut zu werden. Während er wie von einem bösen Traum befangen, zu dem auch das stürmische Wetter zu gehören schien, weitertaumelte, befand er sich plötzlich zu seiner eigenen Überraschung keuchend und wie geblendet in der strahlend hellen Hauptverkehrsader der Stadt! Trotz des Wetters drängten sich auf den schlüpferigen Bürgersteigen ganze Haufen wohlgekleideter Menschen, die wiederum alle ihren eigenen Zwecken nachgingen — Zwecken, die ihm neben dem seinen so nichtig und unbedeutend erschienen! Die Läden waren glänzend erleuchtet und zeigten ihre prächtigsten Waren hinter Spiegelscheibenfenstern; ein Juweliergeschäft funkelte von kostbaren Steinen, doch wurde es fast ausgestochen durch eine anstoßende Apotheke mit ihren großartigen Glasugeln und einer Sodawasserfontäne, die in ein Bassin aus Marmor und Silber — einem Reliquienkästchen ähnlich — plätscherte. All diese, das Auge bestechende Pracht wirkte des Kontrastes wegen verletzend auf ihn, und damit kam auch ein Gefühlsumschlag über ihn, der verzweifelter war als seine fieberische Angst — die Bitterkeit der Enttäuschung.

Denn während seiner Reise hatte ihn die Aussicht, Beschäftigung und Mitgefühl in dieser jugendlichen Stadt zu finden, aufrecht erhalten — eine Aussicht, die allein auf seiner unerfahrenen Hoffnungsfreudigkeit beruhte. Diese Aussicht hatte er gegen die Armut im Bergwerksgebiete eingetauscht, eine Armut, die nichts Demütigendes an sich hatte; sie gehörte sozusagen zum Haushalt der Natur, und seine Arbeitsgenossen, ebenso die Vögel und die Tiere in ihren rauhen Schlupfwinkeln teilten sie mit ihm. Die Brüderschaft der Goldgräber und ihre derbe Teilnahme und Hilfsbereitschaft, die nicht erniedrigend wirkte, hatte er gegen diesen rauhen Zusammenstoß mit der selbstsüchtigen, selbstzufriedenen Zivilisation drangegeben. Er, der sich keinen Augenblick bedacht hätte, in der Hütte eines Bergmanns oder Holzhauers um Speise oder ein Nachtquartier zu bitten, zog sich jetzt auf einmal scheu vor diesen wohlgekleideten Bürgern zurück. Welche Tollheit hatte ihn hierhergeführt, ihn, der sich in seinen triefenden Kleidern wie ein Eindringling, ja sogar wie ein Schwindler vorkam! Und doch waren dies die Leute, denen er seine Lebensgeschichte erzählen zu können gehofft hatte, und von denen er glaubte, sie würden ihn mit Freuden durch Arbeit unterstützen! Jetzt konnte er sich im voraus das harte Auflachen oder die gefühllose eilige Ablehnung in ihren Gesichtern ausmalen. In seinem törichtem Herzen dankte er Gott, daß er keinen Versuch gemacht hatte. Dann überfiel ihn jener Umschlag zur Gleichgültigkeit, der so leicht jeder scharfen Erregung folgt. Nur dunkel kam ihm zum Bewußtsein, wie er ein- oder zweimal derb angerempelt wurde; sogar die Benennung „betrunkenen Tölpel“ hörte er von einem, der gegen ihn gerannt war. Nun bemerkte er plötzlich, daß er gedankenlos in das Apothekenfenster hineinstarrte. Wie lange er dort stand, hätte er nicht sagen können, denn er kam erst wieder zu sich, als die Tür sich neben ihm öffnete und ein junges Mädchen herauskam, das ein Paket in der Hand trug. Er konnte sehen, daß sie gut angezogen und recht hübsch war, und im Heraustreten richtete sie auf seine zurückweichende Gestalt ein Paar ruhig forschende Augen, die jedoch allmählich einen Ausdruck halb erstaunten, halb amüsierten Mitleids annahmen. Dieser Blick des Mitleids aber

verletzten seinen Stolz tiefer noch als alles andre! Mit einer verzweifelten Anstrengung raffte er sich auf. Nein, er wollte nicht betteln; er wollte bei diesen Leuten keinen Beistand suchen; wieder fortgehen wollte er! Wohin es auch sei! Zuerst zum Dampfboot. Sicherlich würde man ihn dort für die Nacht aufnehmen, ihm etwas zu essen geben und ihm gestatten, sich seine Rückfahrt nach Stockton abzuverdiene. Auf jeden Fall heraus aus dieser schrecklichen Stadt! Wenn man ihn nun aber abwies — was dann? Nun, die Bucht blieb ihm immer noch. Er lachte bitter — sein Geist war hierzu noch gesund genug — aber er blieb dabei, diesen Gedanken im stillen zu wiederholen, während er die Straße von neuem kreuzte und den Weg zum Landungsplatz einschlug.

Wind und Regen hatten sich gesteigert, aber er beachtete es nicht weiter in seiner fieberischen Hast und in dem Gefühl, daß allein Bewegung jene schreckliche Stumpfheit, die seine Urteilskraft zu lähmen drohte, fernhalten könne. Und er wünschte, solange er noch fähig war, logisch zu denken, zu einem Entschluß zu kommen, der der unerträglichen Lage dieser Nacht ein Ende machen würde. Obwohl kaum zwanzig Jahre alt, glaubte er doch schon allen Grund zu haben, sein Leben als ein verfehltes ansehen zu müssen. Er war eine Waise, und er bildete sich jetzt ein, daß er damals, als er den Schulsack an den Nagel gehängt hatte, um sein Glück auf eigene Faust in Kalifornien zu versuchen, alles auf diesen einen Wurf gesetzt und verspielt habe. Jene Bitterkeit, der plötzliche Rückschlag jener knabenhaften Begeisterung, ist darum nicht weniger schrecklich, weil sie durch keine Erfahrung gerechtfertigt wird, und jene schwermütige Verzagttheit, auf die wir in vorgerückten Jahren so gerne mit spöttischem, verächtlichem Lachen zurückschauen, ist mächtiger, als wir zu denken wagen. Es geschah deshalb auch durchaus nicht in einem Anfall von jugendlichem Pessimismus, daß Randolph Trent den Gedanken an Selbstmord faßte. Die von seinen Studien herstammenden philosophischen Brocken zielten alle auf diesen Abschluß hin. In ihm allein fand sein Stolz eine Zuflucht vor dem höchsten Schreckbild, das die Jugend kennt — vor der Schande.

Die Straße war verödet, und die wenigen Lichter, die

Mandolph vorhin noch in Warenspeichern und Läden bemerkt hatte, waren erloschen. Bei dem stürmischen Wetter war es schnell dunkel geworden, und die unregelmäßigen Gebäude zu beiden Seiten der Straße hatten sich in mißgestaltete Schattenbilder verwandelt. Der weite Ausblick auf den Landungsplatz verlor sich in einer unheimlichen Finsterniß, aus der die Rahen eines Schiffes herausragten, die Mandolph an das Kreuz erinnerten, das er als Knabe auf einem Gemälde, Golgatha im Wüten des Sturmes darstellend, gesehen hatte. Es war dies seine einzige, mit der Zukunft zusammenhängende Vorstellung — und es hätte leicht seine letzte sein können, denn plötzlich gab eine der Planken der halb verfallenen Schiffslände unter seinem Fuße nach und er fühlte, wie er jählings in die rauschende, schlammige Flut hinabstürzte. Verzweifelt streckte er seine Arme aus, erfaßte dann einen stärkeren Balken, zog sich mit der Kraft der Verzweiflung empor und taumelte wieder auf seine Füße, gerettet — und bei gesundem Verstand! Denn mit dieser schrecklichen, gleichsam mechanischen Anstrengung, dem Tode, den er doch suchte, zu enttrinnen, blitzte die Vernunft wieder in ihm auf. Durfte er sich denn aber auch trauen — konnte er sich auf dieses schwache, elende Wesen, das er zu vernichten gedacht hatte, verlassen? Wie, wenn er sich nun entschlossen von der Spitze der Landungsbrücke hinabgestürzt hätte, ob er dann wohl jetzt auch eine solche, allerdings hoffnungslose innere Umwälzung durchgemacht haben würde! War er sicher, daß dieses unvermeidliche, aber nun zu späte wilde Aufbäumen von Seele und Leib nicht am Ende die fürchterliche Strafe für die Selbstvernichtung gewesen wäre? Wer konnte das wissen? Für den Augenblick war er jedenfalls von einem Gefühl der Dankbarkeit über sein Entrinnen bewegt, doch, wie ihm seine Vernunft sagte, nicht, weil er dem Tode entgangen, sondern weil er von seiner Absicht geheilt war!

Er versuchte vorsichtig, seine Schritte rückwärts zu lenken, sah jedoch hierbei die verschwommene Gestalt eines Mannes aus der Finsterniß der Schiffslände und aus den jenseitigen gekreuzten Rahen auf sich zu kommen. Ein Hoffnungsschimmer stieg in ihm auf, denn die Aufregung der letzten paar Minuten hatte seinen Stolz und sein Selbstbewußtsein grausam erschüttert. Er wollte sich an diesen

Fremden wenden, wer es auch sein mochte; es war in dieser unwirtlichen Gegend eher zu erwarten, daß es ein verspäteter Matrose oder ein armer Reisender war, und die Finsternis und Einsamkeit bewirkten, daß Randolph sich weniger schämte. Bei der letzten flackernden Straßenlaterne konnte er erkennen, daß es ein Mann ungefähr von seiner Größe war, dessen schwankender, den Seeleuten eigener Gang durch das Gewicht eines Mantelsacks, den er in der Hand schwenkte, noch verstärkt wurde. Näher kommend, entdeckte der Fremde offenbar Randolphs stillstehende Gestalt, denn er hemmte den eiligen Schritt jetzt ein wenig und nahm seinen Mantelsack aus der rechten Hand in die linke, um zu einer eventuellen Verteidigung bereit zu sein. Randolph fühlte, wie ihm bei diesem unverkennbaren Beweis für seine schmachvolle Erscheinung das Blut in die Wangen stieg. Trotzdem entschloß er sich, den Fremden anzusprechen. Er erkannte dabei kaum den Klang seiner eigenen Stimme, die er seit Stunden zum ersten Male wieder hörte, doch brachte er sein Anliegen vor. Der Mann hörte zu, deutete mit seiner freien Hand nach dem Ufer und nötigte Randolph sachte an die Laterne heran, bis diese ihre beiden Gesichter beschien. Nun erblickte Randolph einen Mann, der etwa zehn Jahre älter sein mochte, als er selbst, mit einem leicht gestutzten Bart auf den wettergebräunten Backen, schön geschnittenen Zügen, einem scharf beobachtenden Auge und dem offenen Blick und dem freimütigen Wesen des Seemanns. Der Fremde unterschied ein schmales, jugendliches, angst erfülltes, aber feines und hübsches Gesicht unter feuchten Lockensträhnen und mit dunkeln Augen, die von Leiden unnatürlich glänzten. Vielleicht entdeckte sein erfahreneres Ohr auch einen Einklang mit all dem in Randolphs Stimme.

„Sie wünschen also etwas zu essen, ein Nachtquartier und nachher Arbeit,“ wiederholte der Fremde freundlich überlegend.

„Ja,“ sagte Randolph.

„Man sieht es Ihnen an!“

Randolph verfärbte sich ein wenig.

„Sind Sie an Alkohol gewöhnt?“

„Ja,“ antwortete Randolph, indem er sich wunderte.

„Ich wollte Sie das erst fragen,“ sagte der Fremde, „da

es Ihnen gerade jetzt übel bekommen könnte, wenn Sie nicht daran gewohnt wären. Hier, nehmen Sie! Nur einen Schluck, wissen Sie — das ist so gut wie ein Krug voll.“

Dabei reichte er ihm eine schwere Feldflasche, und Randolph fühlte, wie die feurige Flüssigkeit ihm die Kehle verbrannte und seinen leeren Magen wärmte. Der Fremde wandte sich jetzt um und blickte über den öden Landungsplatz nach der Finsternis zurück, aus der er kam. Dann kehrte er sich wieder zu Randolph und sagte kurz: „Haben Sie Kraft genug, diesen Mantelsack zu tragen?“

„Ja,“ sagte Randolph. Der Whisky — vielleicht auch die feilische Erleichterung — hatten ihm neue Kraft verliehen. Zudem wollte er sein Almosen verdienen.

„Tragen Sie ihn hinauf nach Zimmer 74 im Niantic Hotel — am Ende der nächsten Straße, im ersten Block rechts. Und warten Sie, bis ich komme.“

„Welchen Namen soll ich angeben?“ fragte Randolph.

„Sie brauchen keinen anzugeben. Ich habe das Zimmer vor einer Woche bestellt. Halt — hier ist der Schlüssel. Gehen Sie einfach hinein und wechseln Sie Ihre Kleider; Sie werden etwas für Sie Passendes in diesem Sack finden. Warten Sie auf mich! Halt — Nein! Sie nehmen am besten zuerst einen Bissen zu sich.“ Dabei suchte er in seinen Taschen herum — doch ohne Erfolg. „Tut nichts! Sie werden einen Beutel aus Bocksleder mit ein paar Kröten in diesem Koffer finden. Auf Wiedersehen!“ Und ehe Randolph ihm danken konnte, schwankte er wieder ins Halbdunkel des Landeplatzes hinein.

Von überschwenglicher Dankbarkeit erfüllt für ein Vertrauen und eine Gastfreiheit, die der seiner sorglosen Kameraden aus den Bergwerken so ganz gleich, ergriff Randolph den Mantelsack und machte sich nach dem Gasthof auf. Bedächtig und mit neuermachtem Vergnügen am Dasein schritt er nun dahin und machte dann in plötzlicher Erinnerung an sein eigenes, wunderbares Entrinnen Halt, im Zweifel, ob er nicht seinen Wohltäter vor den Gefahren der halbversaulten Lände warnen sollte. Doch der war schon verschwunden. Der Mantelsack war zwar nicht schwer, doch fand Randolph, daß diese neue Anstrengung sich in seinem erschöpften Zustand recht fühlbar machte, und er war

froh, als er den Gasthof erreichte. Nicht weniger froh war er, als er in seinen triefenden Kleidern am Portier vorbeischlüpfen und mit dem Schlüssel in der Tasche unbemerkt zu Nr. 74 hinaufsteigen konnte. Doch hätte er sich bei reicherer Erfahrung diese Bedenken sparen können, denn das Hotel gehörte zu jenen großen Karawansereien, wo man mit dem Aussehen der zurückkehrenden Goldgräber wohl vertraut ist, und wo man sie mitsamt den Goldkörnern in den abgetragenen, beschmutzten Kleidern aufnimmt, um sie am nächsten Tage der Montgomery Street als gut angezogene Bürger abzuliefern. Es war denn auch tatsächlich schwer, den unrasierten, ungewaschenen und ungekämmten „Ankömmling“, dem man abends auf der Haupttreppe begegnet war, in dem peinlich sauberen Fremden wiederzuerkennen, dem man am nächsten Morgen beim Frühstück gegenüberfaß. In diesem täglich wechselnden Menschenstrudel verank jede einzelne Persönlichkeit — wie Randolph hernach erfahren sollte.

Seine erste Handlung, als er sich in einem behaglichen Schlafzimmer sah, bestand indes vorläufig darin, seine feuchten Kleider zu wechseln, in denen es ihn jetzt, weil es hier wärmer war und auch sein fieberischer Zustand sich gebessert hatte, zu frösteln anfang. Er öffnete den Mantelsack und fand einen vollständigen Anzug von anscheinend ausländischem Schnitt, wohl geschont wie für „ans Land gehen“. Zwar hätte er einen einfacheren, seinen Stolz weniger bedrückenden Anzug vorgezogen — aber es war kein anderer da. Er entdeckte die Börse, einen bocksledernen Beutel wie ihn Goldgräber und Reisende tragen, und der ein Duzend Goldstücke und etwas Papiergeld enthielt. ² Die Kosten einer Mahlzeit zu bestreiten, nahm er ein einziges Geldstück heraus, schnürte dann den Sack wieder zu, ließ mit Rücksicht auf die Heimkehr seines Gastfreundes den Zimmerschlüssel stecken und begab sich nach dem Speisesaal. Einen Augenblick geriet er in Verwirrung, als der Kellner sich ihm anscheinend neugierig näherte, doch tat dieser es nur, weil er nach Randolphs Zimmernummer fragen wollte, um die Mahlzeit aufschreiben zu können. Randolph verzehrte sie rasch, doch nicht gierig, denn sein Appetit war noch nicht recht wiedergekehrt, auch lag ihm daran, möglichst bald wieder in sein Zimmer zu kommen, den Fremden

wiederzusehen und ihm das gewechselte Geld zurückzugeben, dessen er nicht weiter bedurfte.

Aber der Fremde war noch nicht da, als Randolph ins Zimmer gelangte. Mehr als eine Stunde war seit ihrem seltsamen Zusammentreffen vergangen. Eine neue Furcht befiel ihn. War es möglich, daß er den Gasthof gewechselt hatte und sein Wohltäter ihn anderswo erwartete — vielleicht sogar bereits anfang, nicht nur an seiner Dankbarkeit, sondern auch an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln? Der Gedanke machte ihm wiederum warm — doch er war hilflos. Da er den Namen des Fremden nicht kannte, konnte er sich auch nicht nach ihm erkundigen, ohne seine eigene Lage dem Wirt preiszugeben. Doch andererseits war ja der Schlüssel vorhanden, und es war kaum möglich, daß er zu einem andern Zimmer Nr. 74 in einem andern Gasthof paßte. Da er das Zimmer nicht zu verlassen wagte, blieb er am Fenster sitzen und schaute durch die triefenden Scheiben auf die sturmgepegelte Straße hinunter. Allmählich überkam ihn die Ermüdung, die von der Erregung bisher ferngehalten worden war; immer wieder fielen ihm die Augen zu und schlug sein Kopf gegen die Scheibe. Schließlich stand er auf und ging im Zimmer auf und ab, um seine Schläfrigkeit zu verscheuchen. Wieder verging eine Stunde — neun Uhr schlug es in unruhigen Schlägen von einem windumtobten Kirchturm. Immer noch nichts von dem Fremden! Wie einladend erschien seinen müden Augen das Bett! Der Mann hatte ihm gesagt, er brauche Ruhe, und so konnte er sich ja am Ende, bis er kam, in den Kleidern aufs Bett legen. Er würde wieder aufwachen und für seines Wohltäters Weisungen zur Hand sein! Es war eine große Versuchung, und er unterlag ihr. Sein Kopf war kaum auf das Kissen gesunken, als er auch schon in einen tiefen, traumlosen Schlaf verfiel.

Zusammenfahrend, erwachte er, und blieb dann noch einige Augenblicke, gedankenlos in die auf sein Bett fallenden Sonnenstrahlen starrend, liegen, ehe er seine Gedanken zu sammeln vermochte. Das Zimmer war genau in dem Zustande wie vorher, der Mantelsack zugeschnallt und unter den Tisch geschoben, wie Randolph ihn verlassen hatte. In diesem Moment wurde an die Thür gepocht — das Zimmermädchen wollte das Zimmer in Ordnung bringen. Sie

war schon einmal dagewesen, aber da sie den Gast so fest schlafend gefunden, hatte sie es unterlassen, ihn zu wecken. Offenbar war der Anblick eines Herrn, der völlig angekleidet und sogar mit den Stiefeln auf dem Bette lag, nichts Außergewöhnliches in diesem Gasthof, denn sie machte keine Bemerkung darüber. Es sei zwar schon zwölf Uhr, aber sie könne später wiederkommen.

Er war bestürzt. Eine ganze Umdrehung des Stundenzeigers hatte er verschlafen. Das war nach seiner Ermüdung zwar natürlich — doch wo war sein Wohltäter? Die vorgerückte Zeit schloß die Annahme aus, daß dieser einfach anderswo übernachtet habe. In diesem Falle wäre er sicherlich längst gekommen, um seinen Mantelsack zurückzufordern. Randolph schnallte diesen auf und untersuchte seinen Inhalt nochmals. Die Sachen waren unberührt, wie er sie abends zuvor hineingelegt hatte. Nun bemerkte er erst, daß der Mantelsack noch mehr reine Leibwäsche enthielt, daß sich in dem bocksledernen Beutel ein paar Noten der Bank von England, sowie einiges ausländische Gold neben amerikanischen halben Adlerstücken*) befanden, und daß in einem billigen, von einem Gummiband zusammengehaltenen Notizbuche zwei Briefe in kindlicher Handschrift steckten mit der Anrede „Lieber Pappa“ und der Unterschrift „Bobby“; ferner eine Knabenphotographie, von einem fremden Photographen in Callao aufgenommen, wie die bedruckte Rückseite besagte; aber nichts war zu finden, das irgendwelchen Aufschluß über den Namen des Eigentümers gegeben hätte. Ein seltsamer Gedanke kam Randolph — gehörte der Mantelsack wirklich dem Manne, der ihn ihm gegeben hatte? Oder war er selbst am Ende der unschuldige Fehler gestohlenen Guts für einen, der eine Entdeckung zu vermeiden wünschte? Er erinnerte sich jetzt, von Gepäckräuberei durch Sydneyer Strolche auf den verödeten Landungsplätzen gehört zu haben, und entsann sich ferner — er wußte nicht, warum ihm der Gedanke nicht früher gekommen war — daß jener Mann mit dem Accent des geborenen Engländer's gesprochen hatte. Doch im nächsten Augenblick

*) Ein „Adler“ (eagle) = 10 Dollar; also Fünfdollarstücke.
Anm. d. Übers.

rief er sich dessen freimütiges, offenes Benehmen vor Augen, und sein Verstand verwarf den unwürdigen Verdacht. War es denn nicht mehr als wahrscheinlich, daß sein Wohltäter diesen zartfühlenden Ausweg gewählt hatte, um ihm für jene unbedeutende Dienstleistung ein beträchtliches Almosen zu geben? Allein ein mattes Lächeln huschte um Randolphs Lippen, als er merkte, wie jener jugendliche Optimismus, der ihm schon so viel Unheil gebracht hatte, bereits wieder bei ihm auftauchte.

Geschehen aber mußte unbedingt etwas; er mußte versuchen, den Mann zu finden, und was noch wichtiger war: er mußte sich nach Arbeit umsehen, ehe die Not ihn zwang, dieses geheimnisvolle Darlehen noch weiter anzugreifen. So schnallte er den Mantelsack wieder zu, schob ihn dann unter den Tisch zurück, schloß die Tür ab, gab den Schlüssel dem Portier, trug diesem auf, wer auch immer nach ihm fragen möge, solle auf seine Rückkunft warten, und entfernte sich. Ein frischer Wind und ein blauer Himmel mit fliehenden Wolken war alles, was von dem Sturm der letzten Nacht übriggeblieben war. Als Randolph sich der verhängnisvollen Schiffslände näherte, die, abgesehen von einer vereinzelten Werftenratte — wie man die Hafenvagabunden zu nennen pflegt — noch verlassen war, wunderte er sich über seine eigene Tollkühnheit vom vergangenen Abend und über die Vertrauensseligkeit seines Freundes, an solch einem Ort einem Fremden seinen Mantelsack anzuvertrauen. Eine mangelhaft als Laden für Schiffsbedarf maskierte gemeine Kneipe stand an der Ecke, von wo aus schlammige grüne Stufen zum Wasser führten. Die Schiffslände verfiel allmählich; hier und da sah man Löcher in den Planken, die ebenso gefahrvoll waren wie das, dem er die Nacht zuvor entronnen war. Er dachte wieder daran, daß er den Fremden doch eigentlich hätte warnen sollen, sagte sich jedoch, daß dieser als Seemann mit der Ortlichkeit, wo er gelandet war, ja doch vertraut gewesen sein müsse. Aber war er denn auch hier gelandet? Zu Randolphs Erstaunen entdeckte er nämlich nirgends ein Anzeichen davon, daß die Lände jüngst benutzt worden wäre, und das Schiff, dessen gekreuzte Rahen er vergangene Nacht in der Finsternis undeutlich erblickt hatte, war nicht mehr da. Es mochte am frühen Morgen die Anker gelichtet

haben, doch war keine Spur davon im Kanal oder in der offenen See zu sehen. Eine Barke und eine Brigg, die völlig abgetafelt an einer benachbarten Lände lagen, schienen die Sde nur noch eindringlicher zu machen. Jenseits zwischen Mandolph und der Insel Verba Buena lag auch der offene Kanal vollständig verödet da, nur die weißen Wogenkämme jagten in den wechselnden Sonnenstrahlen hintereinander her. Über ihm zogen die fliehenden Wolken am stahlblauen Himmel hin, und die lateinischen Segel der italienischen Fischerboote glichen ebenfalls Wolfenkegen, die über die ferne, blaue Bucht geweht wurden. In Mandolphs Ohren sang es, in seinen Augen glitzerte es und seine Pulse pochten, angesteckt von der unermüdlischen fieberhaften Geschäftigkeit eines „San Franciscotages“.

Ein wenig von der Rastlosigkeit dieser Stadt erfüllte ihn, als er in den Gasthof zurückeilte. Aber noch immer war der Fremde nicht da, und niemand hatte nach ihm selbst gefragt. Das Zimmer war zurechtgemacht worden, der Mantelsack, dieses einzige Bindeglied mit seinem Erlebnis von vergangener Nacht, lag unter dem Tische. Wieder packte er ihn aus, und wieder unterwarf er ihn einer genauen Untersuchung. Ein paar Toilettengegenstände, nicht von der besten Qualität, die er das erste Mal übersehen hatte, die Wäsche, der bockslederne Beutel, das Notizbuch und der Anzug, in dem er noch immer steckte, umfaßten alles, was er von seinem Wohltäter wußte. Er zählte das Geld in dem Beutel; es betrug mit den Noten der Bank von England seiner oberflächlichen Schätzung nach ungefähr siebenzig Dollar. In dem Beutel lag überdies noch ein Papierfetzchen, der abgerissene Rand einer Zeitung, auf den hastig mit Bleistift eine Adresse gekritzelt war. Sie enthielt jedoch keinen Namen, nur eine Hausnummer: „California Street 85“. Immerhin aber konnte dies ein Anhaltspunkt sein! Sorgfältig steckte er es mit dem Beutel in seine Tasche und brach, nachdem er eilig sein vergessenes Frühstück zu sich genommen hatte, wiederum auf.

Bald befand er sich in jener Hauptverkehrsader, die er von der vergangenen Nacht her kannte, und von der er jetzt wußte, daß es die Montgomery Street war. Das Gedränge war zwar jetzt noch größer dort, doch machte ihm die Menge

nicht mehr jenen Eindruck selbstüchtiger Geschäftigkeit. Nun er sie näher betrachtete, fiel ihm bei alt und jung — die Jugend war allerdings bei weitem in der Mehrheit — ein gewisser hoffnungsvoller, freudiger Ernst auf. Der Gruß dieser Leute, wenn auch rasch und kurz, war freimütig und offen, und ihr Lachen, wenn auch derb und rauh, schien ebensoviel Gutmütigkeit zu verraten, als die bedächtigeren, mehr passive Fröhlichkeit, die in den Bergen herrschte. Doch war er sich halb bewußt, daß sein eigenes freundlicheres Geschick, seine anständigere Kleidung und sein gestillter Hunger etwas mit dieser veränderten Anschauung zu tun hatten, und rasch warf er einen Blick nach den breiten Spiegelscheiben der Apotheke, in der schwachen Hoffnung, das junge Mädchen, dessen spöttisches Mitleid er erregt hatte, möchte wieder da sein. Die California Street war bald gefunden, und nach wenigen Augenblicken stand er vor „Nr. 85“. Er war ein bißchen beunruhigt, als sich ergab, daß es ein ziemlich großes Gebäude war, das die Aufschrift „Bank“ trug. Dann erlitt seine Quecksilbernatur den üblichen Rückschlag, und zum ersten Male kam ihm die widersinnige Hoffnungslosigkeit seines Anhaltspunktes zum Bewußtsein.

Dennoch trat er mit dem Mut der Verzweiflung ein, ging auf den Schalter des Kassierers zu und stellte die Frage, die er in seinem Geiste vorbereitet hatte. Ob man ihm irgendwelche Nachricht in Beziehung auf einen Kunden oder Korrespondenten geben könne, der soeben in San Francisco angekommen und im Niantic Hotel, Zimmer 74, abgestiegen sei. Er fühlte, wie ihm die Röthe ins Gesicht stieg, doch zu seiner Verwunderung legte der Angestellte kein Erstaunen an den Tag. „Und Sie wissen seinen Namen nicht?“ sagte der Buchhalter ruhig. „Warten Sie, bitte, einen Augenblick.“ Damit entfernte er sich, und Randolph sah ihn mit einem der andern Buchhalter sprechen, der nun eine große Schiffsliste zu Rate zog. Gleich darauf kam er zurück. „Wir haben nicht viele Kunden, die nur die Nummer ihres Gasthofzimmers als Adresse angeben,“ begann er höflich, wurde jedoch durch den gemurmelten Widerspruch eines der andern Angestellten unterbrochen: „Dann ist es etwas anders,“ erwiderte er seinem Amtsgenossen, und wandte

sich dann zu Randolph. „Es tut mir leid, daß wir Ihnen nicht dienen können, aber ich will weiter nachforschen. Vielleicht sprechen Sie in einer halben Stunde wieder vor.“ Zufrieden, für den Augenblick diesem gefährlichen Verhör entronnen zu sein, und unschlüssig, ob er wiederkommen solle, wandte sich Randolph zum Gehen. Doch als er das Gebäude verließ, sah er an der Drehtüre eine geschriebene Bekanntmachung „Gesucht ein Nachtwächter“, und die Aussicht, möglicherweise eine Anstellung zu finden, genügte, ihn zur Rückkehr zu bestimmen.

Als er sich wiederum am Schalter zeigte, bat ihn der Kassierer, durch ein aufgezogenes Holzgitter einzutreten. Hier sah er sich außer dem Buchhalter noch einem andern Manne gegenüber, an dem ein gewisser gebieterischer Ausdruck, ein scharfes graues Auge und seltsam zusammengepreßte Lippen unter einem kurzgestutzten Schnurrbart aufzielen. Ehrerbietig, aber kurz angebunden — jedermann war hier erstaunlich kurz angebunden und geschäftsmäßig — bezeichnete der Kassierer ihn als den Direktor. Dieser durchbohrte Randolph mit Blicken, die nicht mehr von ihm weichen zu wollen schienen. Dann lehnte er sich rückwärts an den Zahlstisch, auf den er sich mit beiden Händen leicht stützte, und sagte: „Wir haben nach dem Niantic Hotel geschickt und uns nach dem betreffenden Manne erkundigen lassen. Er bestellte sein Zimmer brieflich, ohne seinen Namen anzugeben. Er ist gestern abend zeitig angekommen, hat dort übernachtet und Zimmer Nr. 74 seitdem innegehabt. Wir haben ihn noch nie zu Gesicht bekommen, aber“ — seine Augen wichen nicht von denen Randolphs — „nach der Beschreibung, die der Wirt unserm Angestellten gab, sind Sie selbst der Mann!“

Einen Augenblick ward Randolph dunkelrot! Der begreifliche Irrtum des Wirtes wurde ihm klar, sowie seine eigene Dummheit, solche Erkundigung einzuziehen, die verdächtige Lage, in der er jetzt war, und die Notwendigkeit, die volle Wahrheit zu erzählen! Aber die Blicke des Direktors enthielten zugleich eine Drohung und eine Aufforderung. Randolph fühlte, wie er auf einmal ruhig wurde, und in geschäftsmäßiger Kürze, die der seines Fragestellers nichts nachgab, sagte er: „Ich sah mich gestern abend auf dem Landungsplatz nach Arbeit um. Der Fremde beauftragte

mich, seinen Reisesack nach dem Gasthof zu bringen, und sagte, ich solle auf ihn warten. Seit gestern abend neun Uhr habe ich in seinem Zimmer auf ihn gewartet, doch ist er nicht gekommen.“

„Warum haben Sie es denn so verdammt eilig? Er hat Ihnen doch getraut — können Sie ihm nicht auch trauen? Sie haben doch seinen Reisesack,“ entgegnete der Direktor.

Randolph schwieg einen Augenblick. „Ich möchte wissen, was ich damit anfangen soll,“ sagte er dann.

„Bewahren Sie ihn gut auf! Was ist darin?“

„Ein paar Kleidungsstücke und ein Beutel mit etwa siebenzig Dollar.“

„Das müßte Sie doch für Ihre Mühe und die Aufbewahrung bezahlt machen,“ sagte der Direktor entschieden.

„Wozu sind Sie hierhergekommen?“

„Ich fand diese Adresse in dem Geldbeutel,“ sagte Randolph, indem er ihn hervorzog.

„Ist das alles?“

„Ja.“

„Und Sie sind nur aus dem Grunde hierhergekommen, einen Eigentümer für diesen Reisesack zu suchen?“

„Ja.“

Der Direktor richtete sich aus seiner bequemen Stellung am Zahlisch auf.

„Bedaure, Ihnen so viel Mühe gemacht zu haben,“ beschloß Randolph das Gespräch. „Ich danke Ihnen. Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Beim Weggehen erinnerte sich Randolph der ausgeschriebenem Stelle eines Nachtwächters. Zögernd blieb er stehen und kehrte dann um. Zu seiner nicht geringen Überraschung entdeckte er, daß auch der Direktor nicht fortgegangen war, sondern ihm nachschaute.

„Entschuldigen Sie, bitte, doch wie ich gelesen habe, suchen Sie einen Nachtwächter. Könnten Sie mich nicht brauchen?“ fragte Randolph entschlossen.

„Nein! Sie sind hier fremd, und wir brauchen einen, der in der Stadt bekannt ist. Dewslake,“ wandte er sich an den Kassierer, „wer soll Larkins Stelle bekommen?“

„Bis jetzt haben wir niemand,“ antwortete der Kas-

sierer, „doch,“ fügte er beiläufig hinzu, „sprach, wie Sie wissen, Richter Boompinter mit Ihnen wegen seines Sohnes.“

„Ja, das weiß ich.“ Und zu Randolph gewendet: „Gehen Sie in mein Privatzimmer hinüber und warten Sie auf mich. Ich werde nicht so lange ausbleiben wie Ihr Freund von gestern abend.“ Und einen Neger heranzwinkend: „Zeig ihm den Weg.“

Nun entfernte er sich, blieb aber hier und da an einem Pult stehen, um dem betreffenden Angestellten eine Anweisung zu geben, auch unterhielt er sich einmal mit einem Kunden. Randolph war inzwischen dem Neger durch ein Speisezimmer in die Halle und in ein schön ausgestattetes Bureau gefolgt. Er hatte nicht lange zu warten. Nach wenigen Augenblicken schon erschien der Direktor mit einem älteren Mann, dessen grauer Kotelettbart von peinlich regelmäßigem Schnitt und dessen schwarz und weiß karierte, zu einer formgerechten Schleife geknüpfte Krawatte gleichsam die englische Respektabilität jener Zeit repräsentierte. Auf das Geheiß des Direktors schrieb er Randolphs Namen und Geburtsort, sowie die Dauer seines Aufenthalts und die Art seiner Beschäftigung in Kalifornien auf. Hierauf sagte der Direktor, einen Blick auf seinen Begleiter werfend, kurz: „Nun?“ — „Es wird am besten sein, er kommt morgen früh um neun Uhr,“ lautete die Antwort. „Und fragt nach Herrn Dingwall, dem stellvertretenden Geschäftsführer,“ fügte der Direktor mit einer Handbewegung hinzu, die zugleich eine Vorstellung und eine Verabschiedung für beide bedeutete.

Randolph hatte schon früher von der verblüffenden Kürze im Geschäftsverkehr von San Francisco gehört, trotzdem blieb er noch, bis sich die Tür hinter Herrn Dingwall schloß. Sein Herz war von aufrichtiger Dankbarkeit erfüllt.

„Sie sind sehr gütig gewesen, mein Herr,“ stammelte er. „Aber nicht halb so unvorsichtig wie jener Bursche gestern abend,“ sagte der Direktor schroff, und doch spielte ein kaum merkliches Lächeln um seinen energischen Mund.

„Wenn Sie mir nur sagen wollten, was ich tun kann, um Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen,“ fuhr Randolph beharrlich fort.

„Trauen Sie dem, der Ihnen traute, und bewahren Sie das anvertraute Gut wohl auf!“ erwiderte der Direktor mit einem verabschiedenden Nicken.

So gehoben und hoffnungsvoll Randolphs Stimmung auch war, so verspürte er doch eine gewisse Unruhe, als er in seinen Gasthof zurückkehrte. Er mußte seinem Wirt doch irgend eine Erklärung wegen der von seiten der Bank erfolgten Erkundigung geben, und wer weiß, ob dieser ihn nicht für einen Betrüger hielt und ihn ersuchen würde, den Mantelsack zurückzulassen, oder, was noch schrecklicher wäre, darauf bestehen, ihn zurückzubehalten. Allein er dachte an die Abschiedsworte des Direktors und nahm sich vor, sich unter keinen Umständen von seinem „anvertrauten Gut“ zu trennen. So war er denn angenehm überrascht, als er im Hotelbureau mit einer gewissen Ehrerbietung empfangen wurde, die man dem geleantlichen Besucher sonst nicht zu erweisen pflegt. „Ihr Mann ist heute aufgetaucht“ — Randolph stuzte — „und zwar bei der Heureka-Bank,“ fuhr der Direktor fort. „Leider konnten wir ihm Ihren Namen nicht nennen, denn wie Sie wissen, haben Sie in Ihrem Briefe lediglich ein Depositum gesandt und dann gestern nachmittag einen Boten nach Ihrem Schlüssel gesandt. Als Sie dann kamen, gingen Sie sogleich in Ihr Zimmer. Vielleicht wäre es Ihnen gefällig, sich nunmehr einzutragen.“ Randolph zauderte nicht länger, da er sich sagte, er könne später ja seinem unbekanntem Wohltäter alles erklären, und so schrieb er denn kühn seinen Namen nieder. Doch war er noch erstaunter, als der Portier fortfuhr: „Vermutlich handelte es sich darum, Ihre Persönlichkeit wegen einer Wechselunterschrift festzustellen — das kommt hier oft vor — und wir hätten es mit Vergnügen für Sie getan. Aber der Bankbeamte schien mit unsrer Beschreibung Ihrer Person zufrieden zu sein — Sie sind ja leicht zu beschreiben“ (dies sollte ein Kompliment sein) „und so wäre denn alles in Ordnung! Wir können Ihnen ein besseres Zimmer in einem unteren Stockwerk geben, falls Sie länger zu bleiben gedenken.“ Im unklaren, ob er über die ungeahnten Folgen der Verwechslung lachen, oder beunruhigt sein sollte, erwiderte Randolph, er komme soeben von der Bank, und mit einem verzeihlichen Anflug jugendlichen Stolzes fügte er hinzu,

daß er am nächsten Tage in den Dienst der Bank treten werde.

Eine weitere, ebenfalls angenehme Überraschung harrete seiner, als er am nächsten Morgen dort hinkam. Ohne irgendwelche vorhergehende Prüfung oder Probezeit ward er alsbald als Korrespondent angestellt, an Stelle eines soeben zu einer Unteragentur im inneren Dienst Beförderten. Seine Handschrift, seine Stilgewandtheit — alles war als selbstverständlich angenommen oder vielleicht auf Grund einer Beobachtung vorausgesetzt worden, die der Direktor bei jener einen kurzen aber durchdringenden Prüfung, die er mit ihm vorgenommen, gemacht hatte. Randolph wagte es, diese Vermutung seinem Nebenmann gegenüber auszusprechen. „Der Boß,“ sagte dieser Herr, „kann einen Mann in- und auswendig abschätzen, etwa in derselben Zeit, die Sie und ich brauchen würden, um die Farbe seines Haars zu nennen. Der tappt nie daneben, darauf dürfen Sie sich verlassen, aber den alten Dingy — den — Bize — den haben Sie mit Ihrem Anzug erobert.“

„Mit meinem Anzug?“ wiederholte Randolph, leicht errötend.

„Ja, englischer Schnitt — der hat es ihm angetan.“

So begann denn seine Arbeit. Sein reichliches Gehalt, das ihm im Vergleich mit seinem einstigen Verdienst in den Bergwerken äußerst üppig erschien, setzte ihn in Stand, den Inhalt des Lederbeutels unangetastet zu lassen und den geliehenen Anzug dem Mantelsack sogleich wieder einzuverleiben. Der geheimnisvolle Eigentümer sollte alles finden, wie er es ihm ausgehändigt hatte. Elastisch, wie die Jugend ist, und bei seinem speziellen lebhaften Temperament hatte Randolph allmählich die heftigen Erregungen und Leiden der Nacht seiner Ankunft vergessen — oder sich vielleicht ihrer ein bißchen geschämt — bis er auf seltsame Weise daran erinnert ward.

Eines Sonntags trieb er sich, da ihn ein unklares Pflichtgefühl gegenüber seinem unbekanntem Wohltäter immer wieder bewog, einen Teil seiner freien Zeit auf den Hafendämmen zuzubringen, unter dem Schiffsvolk an den neueren Ladeplätzen herum, indem er forschend die Verdecke betrachtete, wo Matrosen und Offiziere in ihrem Sonntags-

anzug rauchten, auf und ab schlenderten oder müßig herumlagen. Vergeblich versuchte er, unter ihnen das Gesicht und die Gestalt ausfindig zu machen, die einst vor ihm unter der flackernden Uferlaterne einen Augenblick aufgetaucht war, als eine Menschenmenge, die sich um eine näher am Ufer befindliche Landungstreppe angesammelt hatte, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dort lag ein Boot, das gerade den Leichnam eines Mannes herangeschleppt hatte, den man auf dem Wasser treibend gefunden hatte. Seine Züge waren schon aufgedunsen und unverhältnismäßig, ja bis zum Zerspringen seines durchweichten Anzuges aufgeschwollen. Zitternd und wie fasziniert starrte Randolph ihn an, während die Umherstehenden ihre Glossen machten, zum Teil mit der Miene und der Bestimmtheit erfahrener Seeleute.

„Meiner Schätzung nach hat er ungefähr eine Woche im Wasser gelegen.“

„Ja, ja, so ungefähr; die Flut hat ihn gerade noch richtig aufgefangen und angeschwenmt.“

„Nicht viel Aussicht, seinem Außern nach festzustellen, wer er ist.“

„Noch an sonst etwas, Sie können mir's glauben. Sauber ausgelapperte Taschen.“

„Werftenratte — oder Shanghaier?“

„So zwischen durch, vermutlich. Der Mann, der ihn gefunden hat, sagt, der Bursche habe eine häßliche Schmarre am Hinterkopf. Sie können sie wegen seines triefenden Haares nicht sehen.“

„Ob er sie wohl schon vorher oder erst im Wasser bekommen hat?“

„Das hat der Leichenbeschauer zu entscheiden.“

„Dem armen Teufel selbst kann's ja jetzt wurst sein,“ sagte ein anderer cynisch. „Es wird eben auf ‚Ertrunken gelandet‘ und auf die üblichen fünfundzwanzig Dollar für den Kerl von Leichenbeschauer und die fünf für den Leichensfinder hinauslaufen. Mehr braucht er nicht zu wissen.“

Von einer unklaren Angst gepackt, drängte Randolph sich vor, um die jammervollen Überreste, die noch immer in sanft schaukelnder Bewegung am Schlepptau hingen, näher zu betrachten. Je genauer er indes hinschaute, desto mehr gewann er den Eindruck, daß eine gräßliche Larve ein

Gesicht verberge, das nicht erkannt sein wollte. Seine Aufmerksamkeit wurde jedoch bald auf einen Mann gelenkt, der Ratschläge oder Befehle erteilte und den Leichnam aufs Genäueste untersuchte. Ohne zu wissen, warum, fühlte Randolph eine plötzliche Abneigung gegen ihn, die sich noch verstärkte, als der Mann seinen Kopf aufrichtete und Randolph in ein Paar listige, ja sogar feindselige Augen schaute. Nichtsdestoweniger bestand eine seltsame, unheimliche Ähnlichkeit mit dem Mann, den Randolph suchte, und die ihn sonderbar beunruhigte. Als die Augen des Fremden ihm folgten und mit eigentümlicher Neugierde auf Randolphs Anzug haften blieben, erinnerte sich dieser zu seinem Schrecken, daß er die Kleidung des Vermißten trug. Sein erster Impuls war, sich zu verbergen — doch ebenso schnell bezwang er sich und starrte nun auch seinerseits den Mann an, und zwar mit einem Zorn, den er sich nicht erklären konnte, der aber den Fremden veranlaßte, wegzusehen. Dann stieg der Mann ins Boot neben den Fährmann, warauf die beiden den Leichnam wieder fortschleppten. Der Kopf hob und senkte sich mit der Brandung, als nickte er Lebewohl. Allein es lag noch immer etwas Troziges auf den entstellten Zügen, ja sogar ein Lächeln, als triumphiere er darüber, sein abscheuliches Geheimnis so gut bewahrt zu haben.

Zweites Kapitel.

Die Ansicht des cynischen Zuschauers auf dem Landungsplatz erwies sich als zutreffend. Die Geschworenen bei der Totenschau fällten das übliche Urteil: „Ertrunken geländet“, auf das die ebenfalls üblichen Zeitungsglossen über die Unsicherheit der Landungsplätze und die ungenügende Fürsorge der Polizei erfolgten.

Randolph Trent las sie mit widerstreitenden Empfindungen. Die Möglichkeit, der Leichnam könne der seines Wohltäters sein, wurde, nachdem Randolph das Gesicht gesehen hatte, aufgegeben, obwohl er manchmal von Zweifeln und von dem Bedenken gequält wurde, ob er nicht mehr erfahren hätte, wenn er bei der gerichtlichen Untersuchung zugegen gewesen wäre. Und immer noch konnte er den Gedanken nicht von sich weisen, jenes geheimnisvolle Verschwinden einer der vorliegenden ähnlichen Gewalttat zuzuschreiben. Jedoch beruhigte ihn andererseits die Überzeugung, daß er durch den Versuch, die Leiche öffentlich als seinen vermißten Freund zu identifizieren, den Verdacht auf sich selbst gelenkt hätte.

Er hatte einmal daran gedacht, seine Zweifel dem Bankdirektor, Herrn Revelstoke, anzuvertrauen, aber er fürchtete sich vor den raschen Schlußfolgerungen dieses Herrn und gedachte dessen Ermahnung, sein „anvertrautes Gut“ aufzubewahren. Seit seiner Bestallung hatte Herr Revelstoke ihn lediglich hin und wieder eines gutgelaunten Kopfnickens gewürdigt, obgleich Randolph wohl fühlte, daß er vollständig über seine Fortschritte auf dem Laufenden war. Sicherlich war es klüger, wenn Randolph sich streng auf seine Pflichten beschränkte und nur mit sich selbst zu Räte ging.

Bei seiner Jugend war es nicht zu verwundern, daß in müßigen Augenblicken seine Gedanken bisweilen zu dem

hübschen Mädchen zurückkehrten, das er in der Nacht seiner Ankunft gesehen hatte; noch auch, daß er gerne mit seinen verbesserten Verhältnissen vor ihren neugierigen Augen gepunkt hätte. Es war ferner nichts Wunderbares dabei, daß er in dieser Stadt, deren anhaltender Sonnenschein jedermann auf die Straße lockte, bald die Gelegenheit dazu fand. Der Zufall wollte es, daß er eines Nachmittags im feinen Stadtviertel ein gut gekleidetes junges Mädchen gewahrte, das in Begleitung eines sieben- oder achtjährigen Knaben vor ihm herging. Ein Etwas in der Haltung ihrer graziösen Gestalt und eine gewisse bewußte und absichtliche Koketterie gegenüber ihrem jugendlichen Begleiter zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Doch fiel ihm auf, daß sie offenbar weder mit dem Kinde verwandt, noch mit Kinderart vertraut war, und daß sie dies den Vorübergehenden, besonders denen seines Geschlechts, die durch ihre unbestreitbare Schönheit lebhaft angezogen zu werden schienen, etwas auffallend zu verstehen gab. Nun stieg sie die Stufen zu einem hübschen Gebäude — wahrscheinlich ihre eigene Wohnung — hinauf, und als sie sich umwandte, erblickte er ihr Gesicht. Es war das Mädchen, an das er dachte. Als ihr Auge das seine traf, errötete er beim Gedanken an ihr früheres Zusammentreffen, doch nahm er in der Verwirrung des Augenblicks als Zeichen des Wiedererkennens den Hut ab. Sein Gruß wurde indes nur durch ein kalt prüfendes Staunen erwidert. Sich auf die Lippen beißend, ging Randolph weiter. Seine Vernunft sagte ihm, daß sie recht habe — sein Gefühl, daß sie unaufrichtig sei. Dieser Widerspruch berauschte ihn.

Doch sollte er sie wieder sehen. Als er einen Monat darauf an seinem Pulte saß, von wo aus man die Kasse überschauen konnte, sah er sie zu seiner Überraschung die Bank betreten und an den Zahl Tisch herankommen. Schon jetzt zog sie einen Handschuh von ihrer kleinen Hand, um unter die vorgedruckte Quittung, die der Kassier ihr reichen würde, gleich ihre Unterschrift zu setzen. Während sie das Gold in Empfang nahm, konnte Randolph an der vermehrten Höflichkeit dieses Beamten, an seinem augenscheinlichen Bemühen, die Verhandlung hinzuziehen, und an den Seitenblicken seiner Mitangestellten sehen, daß sie offenbar keine Fremde, sondern

ein anerkannter Gegenstand der Bewunderung war. Obgleich ihr Gesicht in dem Augenblick von einer feinen Röthe übergossen war, trug sie doch, wie Randolph bemerkte, eine stolze Zurückhaltung zur Schau, und zwar, wie er halb und halb hoffte, weil ihr diese Aufmerksamkeiten lästig waren. Ihre Augen waren auf den Zahl Tisch gerichtet, und dies verschaffte ihm eine nur allzukurze Gelegenheit, ihre zarte Schönheit zu betrachten, denn im Handumdrehen war sie wieder verschwunden. Ob sie ihn auch ihrerseits wahrgenommen hatte, konnte er nicht sagen. Er erhob sich nun und schlenderte, wie er glaubte, mit gleichgültiger Miene auf den Zahl Tisch des Kassierers und auf die Quittung zu, die als die letzte offen auf den im Laufe des Tages angesammelten Papieren lag. Zu seiner peinlichen Überraschung hörte er indes plötzlich ein Geflüster der Angestellten, während der Kassierer mit spöttischem Lächeln nach den zusammengehefteten Papieren griff und sie vor Randolph hinlegte.

„Das ist ihr Name, mein Junge, aber ich hätte nicht gedacht, daß Sie ebenso schnell wie die andern darüber herfallen würden. Jeder Neuling macht es nämlich möglich, sich hierher zu schlängeln, um einen Blick auf die Quittung zu werfen, und ich habe grauhaarige alte Kunden gesehen, die unter dem Vorwand, den Bize sprechen zu wollen, nur hereinkamen, um ihre Augen an dem Namen jenes Mädchens zu weiden! Sehen Sie ihn sich nur recht genau an und kleben Sie eine Abschrift in Ihren Hut, denn das ist alles, was Sie von ihr erfahren werden. Oder glauben Sie vielleicht, sie habe ihre Adresse und ihre Empfangstaxe auf die Quittung gesetzt? Schauen Sie nur recht genau hin, dann finden Sie es am Ende.“

Die Lust, Wiedervergeltung zu üben und dem Manne zu sagen, daß er sie schon wisse, regte sich in Randolph, doch verschloß er noch rechtzeitig seine Lippen und ging wieder an seinen Platz. Sein Nachbar belehrte ihn, daß die junge Dame einmal im Monat hierher komme und von einem für sie eingezahlten Guthaben hundert Dollar erhebe; das sei aber auch alles, was sie wüßten. Sie heiße Caroline Avondale, doch stehe niemand dieses Namens im Adreßbuch von San Francisco.

Aber Randolphs romantische Neugier wollte den Vorfall nicht auf sich beruhen lassen. Der günstige Eindruck, den er auf Herrn Dingwall gemacht hatte, verhalf ihm dazu, mehr zu erfahren und jählings eine, wie ihm schien, seltsame Entdeckung zu machen. „Sie werden,“ sagte der Vize-Direktor, „den Bericht über die erste Einlage zu Fräulein Avondales Gunsten in den bei Ihrer eigenen Abteilung aufbewahrten Briefen finden. Die Rechnung wurde vor zwei Jahren von seiten eines südamerikanischen Bankiers eröffnet — doch wird Ihre Neugier, wie ich fürchte, nicht befriedigt werden.“ Trotzdem blieb Randolph nach Geschäftsschluß noch im Bureau und verbrachte einige Zeit mit der Durchsicht der vor zwei Jahren geführten Korrespondenz. Schließlich ward er aber doch durch die Entdeckung des Briefes eines Bankiers aus Callao belohnt, der die Übersendung von tausend Dollar zu Gunsten von Fräulein Avondale zu San Francisco avisierte. Der Brief war in spanischer Sprache, die Randolph gut verstand, geschrieben, und dadurch noch verständlicher gemacht, daß ein Zwischenraum für den englischen Namen gelassen worden war, der ebenso wie eine Kopie von Fräulein Avondales Unterschrift (zum Zweck der Identifikation) von einer andern Hand geschrieben war — das übliche Verfahren in jenen alten Zeiten, wo die persönliche Vorstellung für Reisende, Auswanderer und überhaupt für die Besucher eines fremden Landes schwierig war.

Doch hierbei fiel Randolph nun plötzlich eine eigentümliche Ähnlichkeit auf, die er indes zuerst lediglich einer Namensübereinstimmung zuschrieb. Die Kinderphotographie, die er in dem Mantelsack gefunden hatte, war in „Callao“ aufgenommen. Das konnte natürlich ein rein zufälliges Zusammentreffen sein, doch lenkte es seine Aufmerksamkeit auf ein noch seltsameres hin — die Handschrift der Adresse kam ihm nämlich merkwürdig bekannt vor. Kaum war er an diesem Abend nach Hause zurückgekehrt, so öffnete er den Mantelsack und holte aus dem Beutel den Papierstreifen, auf dem die Adresse der Bank stand. Als er diesen dann am nächsten Tage mit dem Brief des Bankiers verglich, fand er zu seiner Überraschung, daß die Handschrift der Bankadresse und diejenige, die den Namen des Mädchens in

jenen Geschäftsbrief eingetragen hatte, die nämliche war. Die Buchstaben in den Worten „Caroline“ und „California“ schienen von der gleichen Hand zu stammen. Inwieweit dies einem Graphologen aufgefallen wäre, vermochte er nicht zu beurteilen, auch konnte er den Kassierer, der als Sachverständiger für Unterschriften galt, nicht zu Rate ziehen, ohne sein Geheimnis zu verraten und sich lächerlich machen. Und außerdem, was wäre damit bewiesen? Nichts! Selbst wenn dieses Mädchen mit dem Manne bekannt war, der dem Bankier von Callao vor zwei Jahren ihre Adresse angegeben hatte, und er wirklich der vermißte Eigentümer des Mantelfacks war — wußte sie darum, wo er sich jetzt aufhielt? Einen Anknüpfungspunkt konnte es immerhin bilden, wenn er je Gelegenheit fände, sie kennen zu lernen, weiter aber nichts. Jedoch noch eine andre Vorstellung bemächtigte sich dann und wann Randolphs romantischer Phantasie. Es war ihm ein wohliger Gedanke, der Schutzgott seines Glückes möchte auf irgendwelche geheimnisvolle Weise auch der Verwalter des ihren sein. Das Geld war ihr gutgeschrieben — eine reichliche Summe für ein so junges Mädchen. Dieser Umstand und das große Haus, in dem sie lebte, genügte dem optimistischen Randolph als Beweis, daß dies Einkommen ein persönliches und von dem ihrer Familie gesondertes sein müsse. Daß die Gewohnheit seines unbekanntes Wohltäters, brave Leute auf geheimnisvolle Weise, etwa nach Art gütiger Wasser-*ren*niren, zu belohnen, lächerlich wäre, kam ihm offenbar nicht in den Sinn. Allein eine Frage, die Randolph in diesem Sinne an einen cynischen Mitangestellten richtete, der die weitgehendste Lebenserfahrung mit dem unentwickelten Schnurrbart eines Dreiundzwanzigjährigen verband, rief eine ihn verletzende Antwort hervor. Auf seinen empörten Widerspruch fuhr der junge Mann fort: „Aber ich bitte Sie, ein Mädchen, das regelmäßig Geld von einem Mann bezieht, dessen Name nicht zum Vorschein kommt, das dieses Geld selbst abholt, keine Adresse angibt und sich ‚Avondale‘ nennt — nur eine Unschuld vom Lande wie Sie kann darauf hereinfallen.“

„Unmöglich!“ entgegnete Randolph unwillig. „Schon an ihrem Anzug und ihrer Haltung kann jeder mann sehen, daß sie eine Dame ist.“

„Anzug und Haltung!“ wiederholte der Beamte mit dem Spott der blasierten Jugend. „Wenn Sie danach urteilen wollen, dann sollten Sie mal erst Florry sehen.“

Doch es ist wohl besser, wir verlassen den jungen Herrn jetzt ebenso unvermittelt, wie Randolph es tat. Allein ein Tropfen dieser ätzenden Kritik fraß doch an ihm, und erst, als er sich sein jüngstes Zusammentreffen mit dem Mädchen und ihrem unschuldigen kleinen Begleiter vergegenwärtigte, war er wieder er selbst. Glücklicherweise erzählte er davon jenem scharfen Kritiker nichts, der sonst der jungen Dame außer allen übrigen Möglichkeiten wahrscheinlich auch noch die einer verfrühten Mutterschaft angehängt hätte.

Es blieb Trent jetzt nichts andres übrig, als abzuwarten, bis sie wieder auf der Bank erscheinen würde, doch hierbei sollte er eine herbe Enttäuschung erfahren. Denn als sie wie immer im Kontor erschien, bemerkte er in der Art, wie der Kassierer sie empfing, einen gewissen geschäftsmäßigen Ernst, sowie auch, daß dieser ein kleines, vor ihm liegendes Verzeichnis zu Rate zog, anstatt ihr wie gewöhnlich das Quittungsformular zu überreichen. „Sie wissen vielleicht nicht, Fräulein Wondale, daß Ihr Guthaben überschritten ist,“ hörte Randolph ihn deutlich, wenn auch mit höflich gedämpfter Stimme sagen.

Das junge Mädchen unterbrach das Handschuhausziehen. Ihr feines Gesicht drückte Erstaunen aus und erblaßte ein wenig; dann warf sie, offenbar unwillkürlich, einen schnellen Blick nach Randolph hin, sagte jedoch ruhig: „Ich verstehe wohl nicht recht. . . .“

„Das dachte ich mir; das ist bei Damen meist der Fall,“ fuhr der Kassierer gefällig fort. „Es ist nämlich nichts mehr für Sie angewiesen worden. Hat Ihr Bankier oder Korrespondent Sie denn nicht davon benachrichtigt?“

Das Mädchen verstand ihn augenscheinlich nicht. „Ich habe keinen Korrespondenten oder Bankier,“ sagte sie. „Ich meine — ich habe nichts gehört.“

„Ursprünglich war die Anweisung von Callao aus erfolgt,“ fuhr der Beamte fort, „doch später ist sie durch Remessen von Melbourne aus ergänzt worden. Eine wird wohl jetzt nahezu wieder fällig sein.“

Das junge Mädchen schien noch immer nicht recht zu

verstehen, aber ihr Antlitz blieb blaß und nachdenklich. Erst als der Kassierer ihr einen höflichen Vorschlag zu machen begann, raffte sie sich auf. „Wenn Sie vielleicht den Direktor aussuchen möchten, der Ihnen sicher entgegenkommen würde, bis Sie von Ihren Freunden hören. Mir kommt es natürlich nur zu . . .“

„Es fällt mir nicht ein, mein Guthaben überschreiten zu wollen,“ entgegnete das junge Mädchen ruhig, „auch den Direktor will ich lieber nicht aussuchen.“ Ihr feines Gesichtchen sah ganz entschlossen und würdevoll, wenn auch immer noch blaß aus, als sie sich jetzt anschickte, den Schalter zu verlassen.

„Wenn Sie Ihre Adresse zurücklassen wollten,“ fuhr der Beamte mit unerschütterlicher Höflichkeit fort, „könnten wir Sie von künftigen Anweisungen zu Ihren Gunsten in Kenntnis setzen.“

„Das wird kaum nötig sein,“ gab die junge Dame zurück, „denn ich würde es dann direkt erfahren und wieder herkommen. Ich danke Ihnen. Guten Morgen,“ und den Schleier über ihr Gesicht ziehend, ging sie ruhig hinaus.

Randolph konnte die Sorge und Empörung, die ihn beim Anhören dieses Gesprächs erfüllten, nur mit der größten Mühe verbergen. Während eines tollen Augenblicks hatte er daran gedacht, sie zurückzurufen und sich persönlich an Revelstoke zu wenden, doch die durch ihr entschlossenes Benehmen in ihm geweckte Überzeugung, daß sie seine Hilfe ja doch verschmähen und er sich lediglich einer neuen Abweisung aussetzen würde, hielt ihn auf seinem Platze fest. Ganz vermochte er aber seine jugendliche Empörung nicht unterdrücken.

„Da wo ich herkomme,“ sagte er mit vernehmlicher Stimme zu seinem Nachbar, „wäre einer jungen Dame wie dieser eine solche Verlegenheit erspart worden. Ein Duzend Männer hätten einfach diese Summe zusammengeschoßen und das Mädchen dann ahnungslos, daß ihr Guthaben überschritten sei, gehen lassen.“ Und das glaubte er wirklich.

„Das ist ja eine recht nette, bequeme Art, wie man bei Ihnen zu Hause die Bankgeschäfte betreibt,“ erwiderte der Snyker. „Und vermutlich hätten Sie das jeden Monat wiederholt? Ein ziemlich hoher Preis, um einmal im Monat ein hübsches Mädchen ansehen zu können! Doch

wahrscheinlich sind diese dort rarer als hier. Immerhin — vielleicht ist es noch nicht zu spät. Lassen Ihre Liste mal herumgehen. Wir werden uns alle beteiligen!"

Doch Randolph, der aus seinen heroischen Regungen selten ihre äußersten profaischen Konsequenzen zog, bereute es, etwas gesagt zu haben, wenn er auch noch nicht überzeugt war. Zum Glück hörte er den Kommentar der beiden Kassierer nicht, sonst wäre es um seine Selbstbeherrschung geschehen gewesen. „Die sehen wir nicht wieder, alter Junge,“ sagte der eine. „Das glaube ich auch,“ erwiderte der andre, „nun sie von ihrem Liebsten abgeschüttelt worden ist — bis sie 'nen andern kriegt. Aber nur keine Angst! so 'nem Mäd'el fehlt's nicht lange an Freunden!“ Es ist nun zwar nicht wahrscheinlich, daß einer dieser jungen Männer wirklich glaubte, was er sagte, oder sich gegebenenfalls unehrerbietig oder unhöflich gegen eine Frau benommen hätte, allein es war gewissermaßen Usus, daß sie sich untereinander diesen Anschein von Welterfahrenheit gaben. Unter dessen brütete Randolph eine Woche lang über dem tollen Plane, die siebzig Dollars seines Wohltäters an sich zu nehmen, noch dreißig aus seinen schwer verdienten Ersparnissen hinzuzufügen, davon bei der Bank einen Scheck über hundert Dollars zu kaufen und ihn auf irgend eine geheimnisvolle Weise Fräulein Avondale an Stelle der verzögerten Anweisung zu übermitteln.

Der kurze, nasse Winter war nahezu überstanden, und die lange, trockene Jahreszeit stand vor der Thür, wenn auch ab und zu herrliche Wolkengebilde am stahlblauen Himmel auftauchten und vorübergehende Regenschauer niederzuschlugen. Eines Sonntags dehnte der naturliebende Randolph trotz des launischen Wetters seinen gewohnten Feiertagsausflug mittelst Dampfers bis nach Contra Costa aus, nachdem er pflichtschuldigst seinen Rundgang über die Landungsplätze und den Hafendamm gemacht hatte. Mit einer Fröhlichkeit, die ihren Grund ebensosehr in seiner Jugend wie im Wetter hatte, überwand er seine angeborene Schüchternheit und mischte sich nicht nur ohne Scheu unter die Ausflügler, die sich in dem übervollen Schiff drängten, sondern er wagte sich sogar, im Bewußtsein, vorteilhaft auszufehen und einen neuen Anzug anzuhaben, bis in die

vornehme Abgeschlossenheit des „Damensalons“ vor, der dem schönen Geschlecht und seinem Gefolge von Verehrern oder Beschützern vorbehalten war.

Allein er fand jeden Platz besetzt und wollte sich eben zurückziehen, als er plötzlich Fräulein Avondale neben ihrem kleinen Begleiter sitzen sah. Sie schien jedoch im Platze etwas beengt zu sein, da sie mit der einen Hand den Knaben stützte, der auf den Sitz geklettert war. Der Kleine schaute zum Kajütenfenster hinaus, was sie auch zu tun versuchte, wenn auch ihre Stellung es ihr erschwerte. Er konnte ihr Profil sehen, das sie ihm mit so auffälliger Beharrlichkeit darbot, daß er überzeugt war, sie habe ihn gesehen, wolle ihn aber schneiden. So wandte er sich denn ab und verließ die Kajüte.

Als er wieder auf Deck war, bereute er jedoch seine Hast. Wer weiß, ob sie ihn auch wirklich erkannt hatte; vielleicht wünschte sie ihm aber auch nur deshalb auszuweichen, weil sie einfacher gekleidet war — ein Umstand, der ihn, der ihre Lage kannte, ins Herz traf. Es dünkte ihm, als sei er, obwohl selbst nur ein einfacher Bankbeamter, irgendwie dafür verantwortlich, und er fragte sich, ob sie ihm nicht am Ende auch eine gewisse Schuld beimesse. Ihn verlangte, mit ihr zu sprechen und sie seines Mitgeföhls zu versichern — und doch war ihm wiederum klar, daß sie ihn zurückweisen würde.

Als das Boot die Landungsbrücke von Alameda erreichte, war sie mit den andern Fahrgästen entschlüpft. In der Hoffnung, sie wieder zu treffen, schlenderte Randolph durch den Garten des Gasthofs und durch die Hauptstraße, obgleich ein instinktives Gefühl ihm sagte, daß sie nicht die Pfade der gewöhnlichen Sonntagsausflügler einschlagen werde, sondern ihr eigenes Ziel habe. Auch in die Tiefen des Alamedaparks drang er ein, unter dessen tief herabhängenden Eichenzweigen er sich zwecklos herumtrieb, denn die Hoffnung vom Vormittag war in ihm erstorben; das Feuer der Abenteuerlust war erloschen, und als die Wolken unter einem auffrischenden Wind sich zusammenballten, fühlte er, daß die Aussicht, die dieser Tag geboten, verloren war. Langsam kehrte er nach dem Landungsplatze zurück, als ein Blick auf die Uhr ihm zeigte, daß bei seinem Umherstreifen

er schon so viel Zeit vertrödelt habe und er nun laufen müsse, um das letzte Boot noch zu erreichen. Die wenigen Tropfen, die durch die Bäume drangen, wurden plötzlich zu einem heftigen Regenguß. Randolph spannte den Schirm auf, ohne seine Eile zu zügeln, und kam schließlich in die Hauptstraße gestürzt, als eben das letzte Glockenzeichen ertönte. Doch im selben Augenblick schlüpfte gerade vor ihm aus dem Gehölz eine leichte, anmutige Gestalt, die zum Schutz gegen das tobende Unwetter nichts als ein um den Hut geknüpftes Taschentuch hatte und die mit derselben Eile dem Landungsplatz zulief. Ein Blick genügte Randolph, Fräulein Avondale zu erkennen. Der entscheidende Augenblick war gekommen; die Gelegenheit war da, und schon im nächsten Augenblick lief Randolph keuchend an ihrer Seite hin und hielt ihr den Schirm über den Kopf!

Das Mädchen schaute rasch auf, warf ihm einen Blick des Erkennens zu, schenkte ihm ein flüchtiges, aber dankbares Lächeln und eilte weiter. Seinen Arm hatte sie nicht genommen, doch hatte sie den Schirmgriff gefaßt, der die Verbindung zwischen ihnen beiden bildete. Kein Wort wurde gesprochen. Zwei Menschen können sich nicht in Worten oder Empfindungen ergehen, wenn sie in höchster Eile unter einem Schirm dahineilen, während ein Haufen ungeduldiger Fahrgäste auf sie wartet. Und ich muß leider gestehen, daß etliche unehrerbietige Scherze fielen, denn die Passagiere waren lustige Amerikaner. „Immer zu, Kleine! Er ist Ihnen über! Halten Sie Schritt!“ — „Stät, Bürschchen — nur keine Seitensprünge! Diesmal hättest du fast über die Stränge geschlagen!“ — „Die Stange festhalten!“ (Der Schirm war gemeint). „Laufe doch nicht so, Bürschchen — immer hübsch im Schritt — es wird schon noch reichen!“

Randolph hatte einen schnellen Blick auf seine Begleiterin geworfen. Sie lachte, schaute jedoch scheu nach ihm hin, als frage sie sich, wie er es aufnehme. Schon fingen die Schaufelräder an, sich zu drehen. Noch ein Anlauf, und als die Laufplanke eingezogen wurde, befanden die beiden sich an Bord.

Allein noch standen sie vor einer dicht zusammengedrängten, erhitzten Menge, doch gelang es Randolph,

seiner Begleiterin den Weg zu einem Winkel am Radkasten zu bahnen, wo sie verhältnismäßig unter sich, wenn auch noch immer dem Regen ausgesetzt waren. Sie betonte ihre erzwungene Kameradschaft dadurch, daß sie den Schirm losließ, den sie bisher mit einer gewissen würdevollen Überlegenheit, die — Randolph fühlte es — sehr an ihr Auftreten gegenüber dem Knaben erinnerte, über ihn gehalten hatte. „Sie haben Ihren kleinen Freund nicht mit zurückgenommen?“ sagte er, indem er diesen Gedanken als Anknüpfungspunkt festhielt.

„Meinen kleinen Better?“ antwortete sie. „Ich ließ ihn bei Freunden, da ich mich nicht entschließen konnte, ihn diesem unsicheren Wetter auszusetzen. Aber,“ fügte sie halb entschuldigend, halb schelmisch hinzu, „vielleicht habe ich Sie etwas gehehzt.“

„O nein!“ antwortete Randolph rasch. „Es ist das letzte Boot, und ich muß morgen um neun Uhr auf der Bank sein.“

„Und ich muß schon um acht Uhr bei der Arbeit sein,“ entgegnete sie. Sie sagte es übrigens weder bitter, noch sarkastisch, aber auch nicht mit der Zutraulichkeit einer guten Bekannten. Dabei fiel ihm wieder auf, daß ihre Kleidung wirklich einfacher war, und doch schien sie über den vom Wasser durchweichten Zustand dieses dünnen seidenen Umhangs und des Merinokleides ganz bekümmert zu sein. So war sie also jetzt so wie er gezwungen, zu arbeiten! Er hatte das Gefühl, als stecke ihm ein großer Brocken in der Kehle.

„Wissen Sie auch,“ sagte er ver zweifelt, doch mit einem Versuch zu lachen, „daß Sie mich nicht zum ersten Male in triefendem Zustand sehen?“

„Ja,“ entgegnete sie, ihn voll Interesse ansehend, „vor der Apotheke in der Montgomery Street. Es wird etwa vier Monate her sein. Damals waren Sie sogar noch nasser als jetzt.“

„Ich war hungrig und hatte weder einen Freund noch einen Heller, Fräulein Avondale.“ Er hatte so abgebrochen gesprochen, in der schwachen Hoffnung, diese Enthüllung möchte sie durch die Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen momentanen Lage einander näher bringen. Doch nun dies Ge-

ständnis heraus war, dachte es ihm äußerst nichtsagend und ärmlich. Dann machte er nach einer andern Richtung hin einen groben Verstoß. „Ihre Augen,“ fuhr er fort, „waren die einzig gütigen, die ich seit meiner Landung gesehen hatte.“ Da er sich jedoch auf unsicherem Boden fühlte, errötete er ein wenig und schloß dann tollkühn: „Ja, als ich von Ihnen wegging, war ich drauf und dran, mir ein Leid anzutun.“

„Um des Himmels willen — so verzweifelt werden Sie doch nicht gewesen sein!“ rief sie rasch mit einem freundlichen Lächeln, dabei aber doch mit der Miene überlegener Nachsicht, als spreche sie mit ihrem kleinen Vetter. „Das bildeten Sie sich gewiß nur ein. Überdies wäre es nicht sehr schmeichelhaft für meine Augen, wenn deren Freundlichkeit Sie auf solch schreckliche Gedanken gebracht hätte. Und dann? Wie ging es weiter?“ fuhr sie lächelnd fort.

„Ich bekam den Auftrag, einem Manne den Mantelsack in ein Gasthaus zu tragen, was mir ein Nachtquartier und eine Mahlzeit eintrug,“ antwortete Randolph beinahe barsch, da er merkte, wie wenig Eindruck seine Erzählung machte.

„Und dann?“ fuhr sie ermutigend fort.

„Erhielt ich eine Anstellung bei der Bank.“

„Wann?“

„Am nächsten Tage,“ stotterte Randolph, der ein Lachen zu hören erwartete. Aber Fräulein Wondale stieß einen ganz leisen Seufzer aus.

„Sie haben Glück,“ sagte sie.

„Nicht so sehr,“ entgegnete Randolph schnell, „denn als Sie mich das nächste Mal sahen, schnitten Sie mich vollständig.“

„So wird es wohl gewesen sein,“ sagte sie lächelnd.

„Wollen Sie mir nicht sagen, warum?“

„Werden Sie mir dann aber auch sicherlich nicht böse sein?“

„Schmerzen wird es mich vielleicht,“ sagte Randolph vorsichtig.

„Dafür bitte ich schon im Voraus um Verzeihung. In jener Nacht bemerkte ich also einen jungen Mann, der

sehr verängstigt, sehr traurig und sehr mutlos ausfah. Das zweite Mal — und nicht sehr lange darauf — sah ich ihn in guter Kleidung wie jeden andern jungen Mann an einem Sonntagnachmittag herumschlendern, und ich hatte den Eindruck, als habe er sich damals die Freiheit herausgenommen, mich zu grüßen, weil ich ihn einst für etwas andres angesehen hatte.

„O, Fräulein Wondale!“

„Dann sah ich die Sache in milderem Lichte an und gelangte zu dem Schlusse, er sei in der ersten Nacht betrunken gewesen! Aber, wie gesagt, verzeihen Sie,“ fügte sie, Randolphs klägliches Gesicht bemerkend, mit einem matten Lächeln hinzu. „Sie haben ja Revanche genommen! Denn wenn ich Sie wegen Ihres eleganten Anzugs geschnitten habe, so haben Sie versucht, mir wegen meiner einfachen Kleidung eine Freundlichkeit zu erweisen.“

„O, Fräulein Wondale,“ platzte Randolph los, „wenn Sie nur wüßten, wie bekümmert und unwillig ich leztthin auf der Bank war — wissen Sie — als — als —“ stammelte er. „Ich wäre so gern mit Ihnen zu Herrn Revelstoke gegangen, der gegen mich so großmütig gehandelt hat — und ich weiß gewiß, er wäre Ihnen mit Freuden entgegengekommen, bis Sie Nachricht von Ihren Freunden bekommen hätten.“

„Und ich bin sehr froh, daß Sie nicht so töricht gehandelt haben,“ sagte die junge Dame ernst, „denn sonst“ — sie lächelte — „sonst wäre ich bei unserm Zusammen treffen noch ablehnender gegen Sie gewesen. Die Bank war ganz im Recht. Außerdem habe ich durchaus nichts Tragisches erlebt, wie Sie. Vor einigen Jahren verlor mein kleiner Halbvetter, den Sie gesehen haben, seine Mutter. Sein Vater vertraute ihn meiner Obhut an und ließ mir zugleich eine bestimmte Summe für meine und für des Kindes Unterhalt anweisen. Ich lebte bei einem Onkel, mit dem der Vater des Kindes wegen gewisser Familienverhältnisse nicht auf gutem Fuße stand — und darum wurde dieses Geld und die Erziehung des Kindes vollständig mir anvertraut, vielleicht auch weil Bobby und ich einander gern hatten und weil ich mit dessen Mutter befreundet gewesen war. Der Vater war Schiffskapitän und fast immer

auf langen Reisen; in den drei Jahren, die sein Sohn nun schon in meiner Pflege ist, kam er nur ein einziges Mal nach Hause. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört. Er ist ein gutherziger Mann, der sich aber bei seinem rastlosen Wandertrieb zu Hause niemals wohl fühlt. Warum er es plötzlich unterläßt, für meinen kleinen Vetter weiterzuzusorgen — falls dies wirklich der Fall ist — oder ob der Grund in einer momentanen Geldverlegenheit oder in einem ihm persönlich zugestoßenen Unglücksfall liegt, weiß ich nicht. Meine Angst galt mehr dem armen Jungen als mir selbst, denn solange ich lebe, kann ich auch für ihn sorgen.“ Sie sagte dies, ohne die geringste Gemütsbewegung zu zeigen, und drängte auch — immer mit der gleichen überlegenen Miene — jede weiche Regung Randolphs zurück. Wäre nicht ihre mädchenhafte Gestalt und Erscheinung gewesen, die üppigen, regentriefenden Haare und der jugendlich-warme Ausdruck ihrer Augen — Randolph hätte geglaubt, er spreche mit einer nüchternen Dame mittleren Alters.

„Dann haben Sie — hat er also keine Angehörige hier?“ fragte er.

„Nein! Wir sind alle von Callao, wo Bobby geboren ist. Mein Onkel war dort Kaufmann und kam später hierher, um eine Agentur zu gründen. Wir wohnten bei ihm in der Sutter Street — wo ich, wie Sie sich erinnern werden, so wenig freundlich gegen Sie war,“ fügte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — „bis sein Unternehmen fehlschlug und er gezwungen war, zurückzukehren; ich aber blieb mit Bobby hier, damit er in seines Vaters Sprache erzogen würde. Es war ja vielleicht ein unglückliches Zusammentreffen,“ sagte sie, die hübsche Stirne ein wenig runzelnd, „daß ungefähr zur selben Zeit die Geldsendungen aufhörten und Onkel abreiste, doch hatte ich wie Sie Glück, denn es gelang mir, eine Stelle im ‚Emporium‘ zu erhalten.“

„Im Emporium?“ wiederholte Randolph erstaunt. Es war dies ein beliebtes Modemagazin in der Montgomery Street. Dieses feine Mädchen mit den prunkhaft aufgeputzten Schaufenstern und der gewöhnlichen Bedienung in Zusammenhang zu bringen, schien ihm unmöglich!

„Ja, im Emporium,“ wiederholte Fräulein Avondale

einfach. „Wissen Sie, wir hatten uns in Callao immer ziemlich elegant und stets nach der Pariser Mode gekleidet, und das ist mir nun sehr zu statten gekommen. Ich stehe jetzt an der Spitze der Mäntelabteilung —“ dabei machte sie einen schelmischen Knix, wodurch ein Tropfen vom Schirm auf sein sprossendes Schnurrbärtchen und ein zweiter auf ihr eigenes gerades Näschen fiel. Diese Ablenkung brachte sie beide zum Lachen, obgleich Randolph sich im stillen sagte, daß das stille Geldentum des jungen Mädchens seine eigenen Prüfungen lächerlich erscheinen lasse. Allein ihre Anspielung auf Callao und der Name des Knaben hatten wiederum seine Phantasie erregt und seinen romantischen Traum von ihrem gemeinsamen Wohltäter neu erweckt. Sobald die beiden dann einen besseren Platz gefunden hatten und den Schirm zumachen konnten, begann Randolph denn auch, ihr ausführlich von dem geheimnisvollen Mantelsack und dessen vermistem Eigentümer, sowie von der seltsamen Entdeckung, die er in Beziehung auf die Ähnlichkeit der beiden Handschriften gemacht hatte, zu erzählen. Die junge Dame hörte gespannt zu, maskierte ihr Interesse aber damit, daß sie seinen Enthusiasmus anscheinend belächelte.

„Ich entsinne mich ganz gut jenes Briefes an den Bankier,“ sagte sie, „und Kapitän Dornton — Bobbys Vater — ersuchte mich, meine Unterschrift auf die im Briefe freigelassene Stelle, wo er selbst meinen Namen und meine Adresse niedergeschrieben hatte, zu setzen. Aber die Ähnlichkeit der Handschrift mit der auf Ihrem Papierstreifen muß auf Einbildung beruhen. Haben Sie ihn schon jemand gezeigt?“ fragte sie rasch. „Einem Sachverständigen, meine ich?“

„Nicht beide zusammen,“ antwortete Randolph, indem er ihr auseinandersetzte, warum er Herrn Revelstoke das Papierseckchen gezeigt hatte.

Fräulein Wondale hatte sich jedoch schon wieder gefaßt und sagte lachend: „Daß dieses Papierseckchen Ihnen zu einer Stellung verholfen hat, kommt mir viel wunderbarer vor. Daß eine Kinderphotographie und ein Brief mit der Unterschrift ‚Bobby‘ in dem Mantelsack war, ist natürlich nur ein seltsames Zusammentreffen. Übrigens —“ sie hielt plötzlich inne und richtete ihre dunklen Augen auf

die feinigern — „Sie haben Bobby ja gesehen! Gewiß können Sie sagen, ob eine Ähnlichkeit mit ihm vorlag?“

Randolph war verwirrt. Tatsächlich war er nämlich stets von ihrem Anblick so in Anspruch genommen gewesen, daß er das Kind kaum beachtet hatte. Er wagte es auch, ihr dies zu sagen, indem er ein wenig linkisch und errötend hinzufügte, daß er Bobby ja doch auch nur zweimal gesehen habe.

„Und Sie besitzen diese merkwürdige Photographie nebst dem Briefe noch?“ fragte sie, vielleicht in etwas gar zu gleichgültigem Tone.

„Ja. Möchten Sie sie gerne sehen?“

„Sehr gerne,“ entgegnete sie schnell — und fügte dann lachend hinzu: „Sie machen mich ja ganz neugierig.“

„Wenn Sie mir gestatteten, Sie nach Hause zu begleiten,“ sagte Randolph, „kämen wir durch die Straße, wo mein Zimmer ist, und dann,“ fuhr er schüchtern fort, „könnte ich sie Ihnen gleich zeigen.“

„Gewiß,“ erwiderte sie, mit erhabener Unbefangenheit über den Grund seines Zauderns hinweggehend, „das wird sehr nett sein.“ Randolph war glücklich, wenn er auch nicht umhin konnte, zu finden, daß sie ihn etwa wie den abwesenden Bobby behandle.

„Ich wohne in der Commercial Street, gerade oberhalb der Montgomery Street,“ fuhr er fort. „Vom Landungsplatz aus geht es direkt hinauf —“ hier brach er plötzlich ab, denn der Körper eines Danebenstehenden, eines Bergmanns in derbem Anzug, drängte sich so dicht an ihn heran, daß Randolph sich ihm, theils wegen der Unbequemlichkeit, theils weil er merkte, daß der Mann horchte, unwillig entgegenstemmte, worauf der Fremde eine Art Entschuldigung murmelte und sich zurückzog.

„Er scheint sich Ihnen fortwährend in den Weg zu stellen,“ sagte Fräulein Avondale lächelnd. „Als Sie heute morgen aus der Kabine liefen, war er so dicht hinter Ihnen, daß Sie ihm fast auf die Zehen getreten hätten.“

„So haben Sie mich also doch gesehen,“ sagte Randolph, der in seinem Entzücken über dieses Geständnis alles andre vergaß.

Fräulein Avondale verlor jedoch durchaus nicht die

Fassung. „Dank Ihrem Zusammenstoß habe ich Sie alle beide gesehen.“

Es regnete noch immer, als die beiden ein wenig hinter den andern Passagieren, die sich am Bug des Dampfboots zusammengedrängt hatten, den Landungsplatz betraten. Sie befanden sich nur einige Häuserblocks von der Stelle entfernt, wo Randolph in jener ereignisreichen Nacht gelandet war. Er mußte jetzt daran vorüber, aber mit wie veränderten Empfindungen, nun Fräulein Wondale an seinem Arme hing! Noch hatte der Regen nicht aufgehört, und der Tag neigte sich, Randolph aber wandelte wie in einem zauberhaften Traum, dem der prosaische Schirm als mystisches Zelt und magisches Schutzdach diente, dahin. Er mußte sogar durchaus an der Ecke des Landungsplatzes Halt machen und seiner Begleiterin den genauen Fleck zeigen, wo sein unbekannter Wohltäter aufgetaucht war.

„Er ist also aus dem Schatten hervorgetreten wie dieser Mann dort,“ fügte sie heiter hinzu und wies auf eine Gestalt hin, die eben aus dem Schatten der vorgebauten Stockwerke eines Warenhauses auftauchte. „Ach, das ist ja wieder Ihr Freund, der Bergmann!“

Randolph schaute hin. Es war in der That der nämliche Mann, der diesen Landungsplatz wahrscheinlich auf einer Querstraße erreicht hatte.

„Kommen Sie, bitte, wir wollen rasch weitergehen!“ sagte Fräulein Wondale, die sich in einem Anfall von instinktiver Angst plötzlich fester an Randolphs Arm klammerte! „Ich mag diesen Ort nicht.“

Randolph aber befand sich mit dem jungen Mädchen am Arme in einer äußerst mutigen Stimmung! Ja, er war vielleicht sogar etwas enttäuscht, als der Fremde sich friedlich dem Kramladen an der Ecke zuwandte und die beiden ungehindert ihren Weg ziehen ließ.

Schließlich machten sie vor einem Geschäftshause an einer Hauptverkehrsader des Stadtinnern Halt, wo Randolph ein Zimmer im dritten Stockwerk innehatte. Nachdem sie die Treppen erstiegen hatten, schloß er eine Thür eines ziemlich großen Raumes auf, der eigentlich zu einem Geschäftszimmer bestimmt gewesen, jetzt aber hübsch als Arbeits- und Schlafzimmer eingerichtet war. Fräulein

Avondale mußte über diese ungewöhnliche Doppelbestimmung lächeln.

„Mir kommt es fast vor,“ sagte sie, „als kämen Sie hier nie zu dem Gefühl, die Bank hinter sich gelassen zu haben.“ Trotzdem fing sie plötzlich an, mit ihrer gönnerhaften Miene und ihrer gereiften Erfahrung den einen oder den andern Gegenstand geschmackvoller aufzustellen, indes Randolph, wenn auch ein wenig verwirrt über seine Beweglichkeit, diese Göttin in sein schlichtes Heim gebracht zu haben, schleunigst einen Schrank öffnete, den Mantelsack herausholte und ihr den Brief und die Photographie einhändigte.

Nach Frauenart schaute Fräulein Avondale zuerst das Bild an, und wenn sie irgendwelche Überraschung empfand, so verstand sie es jedenfalls, sie zu verbergen. „Es sieht Bobby allerdings ähnlich,“ sagte sie nachdenklich, „wird ihm aber nicht gerecht; auch hat er sich seit dieser Aufnahme verändert. Es wundert mich nicht, daß Sie ihn nicht erkannt haben. Sein Vater hat es wahrscheinlich aufnehmen lassen, als die beiden einmal, allein zusammen waren. Ich habe nichts davon gewußt, obschon ich den Photographen kenne.“ Dann sah sie sich den Brief an, runzelte ihre hübschen Brauen, setzte sich wie geistesabwesend auf eine Ecke von Randolphs Bett, schlug ihre zierlichen Füßchen übereinander und sah aus, als zerbreche sie sich über irgend etwas den Kopf, doch vermochte Randolph nicht das geringste Anzeichen einer Gemütsregung bei ihr zu entdecken.

„Wissen Sie,“ sagte sie endlich, „die Handschrift der meisten Kinder, die schreiben lernen, ist sich sehr ähnlich; denn in diesem Entwicklungszustand pflegen sie zu ‚malen‘. Und ihre Ausdrucksweise ist ebenfalls die gleiche. Sie sprechen nur von Dingen, die Kinder interessieren: von ihren Lieblingstieren und ihren Spielen. Dies hier ist einfach der Brief irgend eines Kindes an irgend einen Vater. Ob es ein Brief von Bobby ist, kann ich wirklich nicht sagen, und was die Photographie anlangt, so besteht in Südamerika die seltsame Mode, Photographieen von jedermann, besonders von hübschen Frauen, paketweise an jeden Liebhaber zu verkaufen. Man braucht deshalb durchaus nicht anzunehmen, der Eigentümer dieser Photographie stehe in

irgend welcher persönlichen Beziehung zu ihr. Was nun Ihren geheimnißvollen Gönner selbst betrifft — können Sie ihn mir beschreiben?“ Dabei schaute sie Randolph mit einem lauernden Blick an.

Er wurde verlegen. „Sie wissen, ich habe ihn nur einmal und unter einer Straßenlaterne gesehen,“ hob er an.

„Und ich habe Herrn Dornton — falls es dieser war — nur zweimal in drei Jahren gesehen,“ sagte sie. „Aber erzählen Sie nur weiter.“

Wiederum ward Randolph von ihrer kalten, trocken geschäftsmäßigen Art unangenehm berührt. Er hatte seinen Wohltäter nur einmal gesehen; trotzdem hätte er nicht in dieser Weise von ihm reden können.

„Wenn ich nicht irre,“ fuhr er zögernd fort, „hatte er dunkle, sympathische Augen, einen dichten Vollbart und das Aussehen eines Seemanns.“

„Und im Mantelsack waren weiter keine Papiere?“ fragte sie mit demselben lauernden Blick.

„Keine.“

„Es handelt sich hier natürlich nur um reine Zufälligkeiten,“ sagte Fräulein Avondale nach einer Pause, „und schließlich sind diese nicht einmal so auffallend, als es die gegenteilige Auffassung wäre. Denn dann müßten wir annehmen, Herr Dornton sei hier — wo, wie er weiß, sein Sohn und ich leben — angekommen, ohne uns durch ein Wort zu benachrichtigen, habe sich dann in einen Gasthof begeben und die Bank aufgesucht, um plötzlich seinen Sinn auf unerklärliche Weise wieder zu ändern und spurlos zu verschwinden.“

Die brüchige Schiffslände, seine eigene Rettung und jene Leiche, dies alles schwebte Randolph vor, doch war sein Gedankengang bereits durch die Schlußfolgerungen des jungen Mädchens erschüttert, und er sagte sich, daß er diese wahrscheinlich nur quälen würde, ohne sie zu überzeugen. Und — war er denn selbst überzeugt? Sie lächelte über sein enttäushtes Gesicht und erhob sich. „Trotzdem vielen Dank! Ich muß jetzt aber gehen.“

Randolph erhob sich ebenfalls. „Möchten Sie die Photographie und den Brief nicht mitnehmen, um sie Ihrem Vetter zu zeigen?“

„Doch, obwohl ich mich auf sein Gedächtnis nicht verlassen möchte.“ Gleichwohl nahm sie Photographie und Brief an sich, während Randolph den Mantelsack wieder in den Schrank legte, diesen verschloß und sich dann anschickte, sie zu begleiten.

Auf dem Wege nach ihrer Wohnung sprachen die beiden von andern Dingen. Dabei erfuhr Randolph einiges aus ihrem Leben in Callao: daß sie, gleich ihm, eine Waise sei und als Kind aus den östlichen Staaten zu einem kinderlosen reichen Onkel nach Callao gebracht worden sei, um bei ihm erzogen zu werden. Daß ihre Tante gestorben sei und der Onkel wieder geheiratet habe. Daß die zweite Frau sich mit der Familie ihres Mannes entzweit habe, und es daher für Fräulein Avondale einigermassen eine Erlösung gewesen sei, als Erzieherin Bobbys, dessen Mutter eine Schwester der ersten Frau gewesen sei, eine unabhängige Stellung zu haben. Ferner, daß ihr Onkel sich einer Verbindung der Schwester seiner Frau mit Kapitän Dornton wegen dessen unstem Wanderleben und wenig häuslichen Gewohnheiten aus Leibeskräften widersetzt habe, und daß sie infolge dessen sein geheimnisvolles Verschwinden als ein Zeichen seiner geringen Sympathie für ihre Person und für Bobby ansehen müsse. Sturm und Regen begleiteten zwar diese Geständnisse, Randolph aber — der wieder unter jenem wonnevollen Regenschirm dahinschritt, kam trotzdem die Trennung an ihrer Türschwelle allzu früh, obwohl sie ihm die trostreiche Erlaubnis gab, sie zu besuchen, sobald das Kind zurück sei.

Als ein von freudigen Hoffnungen gehobener, zwar närrischer, aber glückseliger Jüngling kehrte er in seine Wohnung zurück. Dort glaubte er wiederum den Zauber ihrer Gegenwart in dem einfachen Gemach, das sie geweiht hatte, zu verspüren. Die Gegenstände, die sie mit ihren eigenen kleinen Händen angefaßt, das Bett, auf dem sie einen Moment gefessen hatte, wurden durch seine jugendliche Phantasie verklärt. Und selbst jener zauberhafte Mantelsack, der ihm all dies Glück gebracht hatte, auch er — doch entsetzt fuhr Randolph plötzlich zurück! Die Schranktür, die er beim Weggehen verschlossen hatte, war aufgeschlossen und stand offen — der Mantelsack — das ihm anvertraute Gut — war fort!

Drittes Kapitel.

Randolph Trents Bestürzung über das Verschwinden des Mantelsacks entsprang zum Theil einem Aberglauben; denn wenn es auch leicht war, die kleine entwendete Summe zu ersetzen, und wenn sich auch die Papiere bei Fräulein Avondale in Sicherheit befanden, so rührte doch diese Entwendung des einzigen Bindeglieds, das zwischen ihm und seinem vermißten Wohltäter bestand, und das Geheimnisvolle seines Verschwindens all seinen alten Zweifel und Argwohn wieder auf. Ein unklares Mißbehagen und das noch unklarere Gefühl einer seinerseits begangenen Fahrlässigkeit befiel ihn.

Daß der Mantelsack heute nachmittag während seiner Abwesenheit mit Fräulein Avondale aus seinem Zimmer genommen worden war, lag auf der Hand. Die Thür war mit einem Nachschlüssel geöffnet worden, und da das Haus am Sonntag leergestanden, hatte der Dieb keine Überraschung zu befürchten gehabt. Wäre es diesem nur um Geld zu tun gewesen, so hätte er sich an dem Beutel genügen lassen und sich nicht mit einem Mantelsack belastet, der zu seiner Erkennung beitragen konnte. Im Zimmer war nichts weiter in Unordnung gebracht worden. Der Dieb mußte entschieden Randolphs Wohnverhältnisse kennen und auch dessen Aus- und Eingehen einigermaßen ausgekundschaftet haben — ein Umstand, der Randolphs Unruhe und das Geheimnisvolle der ganzen Geschichte noch erhöhte. Er reichte der Polizeibehörde eine Beschreibung des entwendeten Gegenstandes ein, aber deren einzige Maßregel zur Wiedererlangung bestand darin, daß sie diese Beschreibung den Pfandleihern und Vorkäufern mittheilte, nach Randolphs instinktiver Empfindung ein vergebliches Bemühen!

Ein seltsames, aber ebenfalls wieder nur instinktives

Widerstreben, Fräulein Avondale in seinen Verlust einzuweihen, hielt ihn in den nächsten paar Tagen von einem Besuch bei ihr zurück. Als er ihn dann doch ausführte, schien sie über die Nachricht von seiner Beraubung zwar feinetwegen betrübt, aber doch weit davon entfernt, seinen Aberglauben oder seinen Argwohn zu teilen.

„Sie haben ja doch die Briefe und die Photographie — sie mögen nun viel oder wenig Wert haben —“ sagte sie trocken, „obwohl Bobby sich nicht mehr an die Briefe erinnern kann. Er glaubt zwar, daß er einmal mit seinem Vater zu einem Photographen gegangen und aufgenommen worden sei, kann sich aber nicht besinnen, das Bild hernach gesehen zu haben.“ Sie hielt Briefe und Photographie in ihrer Hand, und Randolph nahm sie ihr ziemlich mit einer brüskten, fast mechanischen Bewegung ab und steckte sie in die Tasche. Er würde seine Barschheit vielleicht nicht einmal bemerkt haben, hätte Fräulein Avondale nicht ein wenig erstaunt und, wie ihm vorkam, ärgerlich dreingeschaut. „Werden Sie sie auch ganz gewiß nicht verlieren?“ sagte sie dann aber freundlich. „Vielleicht wäre es besser, ich höbe sie für Sie auf.“

„Ich werde sie versiegeln und der Bank zur Aufbewahrung übergeben,“ sagte er schnell. Er hätte nicht sagen können, ob sein plötzlicher Entschluß einem instinktiven Gefühl, oder einer Halsstarrigkeit, wie sie unbeholfene Menschen oft an sich haben, entsprang. „Trotz allem aber,“ fügte er errötend hinzu, „werde ich den Verlust des Mantelfacks, der uns zusammengeführt hat, stets beklagen.“

„Ich glaubte, der Schirm sei es gewesen,“ sagte Fräulein Avondale trocken.

Schon einmal hatte sie ihn durch eine ähnliche spöttische Bemerkung am Rande eines verhängnisvollen Geständnisses zurückgehalten — diesmal aber verletzte es ihn tief, denn er konnte sich der Tatsache nicht verschließen, daß sie ihn wie einen dummen Jungen behandelte und daß sie seine Illusionen und Vermutungen dadurch vernichtete, daß sie sich den Anschein gab, als wolle sie ihm absichtlich auch seine Illusionen über sie selbst nehmen. So las er in ihrer lächelnden Zurückhaltung denn auch nur die Nachsicht einer wohlherzogenen Dame, die sich zu langweilen anfängt. Er verabschiedete sich deshalb frühzeitig und ging nach Hause.

Obwohl er bedauerte, ihr die Briefe und die Photographie nicht gelassen zu haben, deponierte er diese doch am nächsten Tage auf der Bank und versuchte, sich einzureden, er habe sich das Ansehen eines gereiften Mannes gegeben.

Dann strafte er sich im Widerstreit seiner Empfindungen nach Art der Jugend selbst damit, daß er mehrere Tage die Gegenwart der Geliebten mied. Er tat dies in dem Glauben, es werde ihm hierdurch möglich werden, sich zu entscheiden, ob er ihr seine wahren Gefühle offenbaren solle, vielleicht gab er sich auch der verführerischen Hoffnung hin, seine Abwesenheit werde ihr irgendwelche Gefühlsäußerungen entlocken. Sie ließ jedoch nichts von sich hören. Nun erfolgte allmählich ein Umschwung in seinen Empfindungen und damit ein gesteigertes Ergebenheitsgefühl für seinen vermißten Wohltäter. Denn nachdem er jetzt von jeglicher jugendlichen Einbildung befreit war, erfüllte sein Herz eine tiefe und gänzlich selbstlose Dankbarkeit gegenüber dem Unbekannten. In der Verwirrung seiner Gefühle klammerte er sich deshalb nur um so fester an dieses eine wirkliche Abenteuer seines Lebens an.

Eines Nachmittags bei Geschäftschluß erhielt er zu seinem Erstaunen von Herrn Dingwall, dem Bizektor, die Botschaft, dieser wünsche ihn in seinem Privatbureau zu sprechen. Noch erstaunter war er, als Herr Dingwall, nachdem er ihm einen Stuhl angeboten hatte, sich mit den Händen unter den Rockschößen vor das Kamin stellte und mit höflicher, echt englischer Zurückhaltung sagte: „Es würde mich freuen, Herr Trent — wenn — wenn Sie mir — das Vergnügen machen wollten, morgen abend — bei mir zu speisen.“

Der noch immer ganz verblüffte Randolph stammelte eine Zusage.

„Sie werden eine junge Dame bei uns treffen — an der Sie vor einiger Zeit — Interesse zu nehmen schienen — ich — meine Fräulein Wondale.“

Randolph, der fühlte, wie er errötete, mußte nicht, ob er etwas davon sagen solle, daß er sie seitdem getroffen habe, und so begnügte er sich damit, seine Freude auszudrücken.

„Sie hat nämlich,“ fuhr Herr Dingwall fort, indem

er sich räusperte, als müsse er zugleich sein Gewissen von einem fürchterlichen Geheimnis befreien, „in der That Ihren Namen erwähnt. Es kommt ferner noch Sir William Dornton. Sir William ist erst vor kurzem der Nachfolger seines älteren Bruders geworden, eben jenes Herrn, nach dem Sie sich erkundigt haben, als Sie das erste Mal hierherkamen, und von dem jetzt feststeht, daß er vor einigen Monaten in der Bai ertrunken ist. In der That — ist es sogar wahrscheinlich, daß Sie der letzte waren, der ihn am Leben gesehen hat. Ich wollte Ihnen das nur sagen,“ fuhr Herr Dingwall fort, indem er das Kinn noch tiefer in seine karierte Krawatte steckte, „falls Sir William mit Ihnen über ihn sprechen sollte.“

Randolph war wie betäubt. Die in brüster Weise mit einer Einladung zum Essen verbundene plötzliche Aufklärung über Namen und Geschick seines Wohltäters verletzte und verwirrte ihn! Vielleicht bemerkte Herr Dingwall etwas davon, deutete es aber falsch, denn er fügte erläuternd hinzu: „Ja, ja, der Mann, dessen Mantelsack Sie in Obhut genommen, ist tot; doch haben Sie Ihre Pflicht in dieser Sache getan, Herr Trent, wenn auch die Wiedererlangung des Mantelsacks nicht von Belang war.“

„Tot,“ wiederholte Randolph, der kaum auf ihn achtete. „Aber ist es denn auch wahr? Ist man der Sache gewiß?“

Herr Dingwall zog die Augenbrauen hoch. „Das große Vermögen, das auf dem Spiele stand, machte natürlich die allerüberzeugendsten Beweise erforderlich. Der Vater jenes Mannes war erst vor einem Monat gestorben, und nun wurde selbstverständlich nach dem nächsten Erben gesucht, dem angeblichen ‚Kapitän Dornton‘ — Ihrem Manne —, als nun auch dessen Tod entdeckt wurde.“

Randolph dachte an den seltsamen Leichnam beim Landungsplatz, an das unbestimmte Urteil des Leichenbeschauers — und war nicht überzeugt. „Aber,“ sagte er unwillkürlich, „es war ja doch ein Kind da.“ Er hielt jedoch inne, als ihm einfiel, daß er dies von Fräulein Avondale erfahren habe.

„Aha — Fräulein Avondale hat von einem Kind gesprochen?“ sagte Herr Dingwall trocken.

„Ich sah sie in Gesellschaft eines Knaben, von dem sie

ſagte, er gehöre Kapitän Dornton und ſei nach dem Tode von deſſen Frau ihrer Obhut übergeben worden," erklärte Randolph haſtig.

"John Dornton hatte keine Frau," ſagte Herr Dingwall ſtreng. "Der Knabe iſt alſo ein natürlicher Sohn. Kapitän John führte ein wildes, ſtürmiſches und — etwas erzentriſches Leben."

"Ich glaubte — wenigſtens verſtand ich Fräulein Avondale ſo — er ſei verheiratet," ſtammelte der junge Mann.

"Bei Ihrer ſehr oberflächlichen Bekanntschaft mit dieſer jungen Dame begreife ich es, wenn ein gewiſſes Zartgefühl ſie verhindert hat, Ihnen etwas andres zu erzählen," erwiderte Herr Dingwall ſteif.

Randolph fühlte, daß hierin etwas Wahres liege, und war für den Augenblick verwirrt. Dennoch verfolgte er ſeinen Gedankengang, indem er fragte: "Hat Fräulein Avondale ſchon lange um dieſe Entdeckung gewußt?"

"Ich glaube, ſeit ungefähr zwei Wochen," entgegnete Herr Dingwall. "Sie war für Sir William von einigem Nutzen, indem ſie gewiſſe für ihn wichtige Beweiſe lieferte."

Drei Wochen waren vergangen, ſeitdem ſie zum letzten Male mit Randolph zuſammengewesen war, doch wäre es ihr ein leichtes gewesen, ihm die Neuigkeiten mitzuteilen! Und während dieſer drei Wochen war ſeine romanhafte Vorſtellung von ihrem gemeinſamen Intereſſe an ſeinem Wohltäter, ja ſogar ſeine eigene Hoffnung, ihn jemals wiederzusehen, gründlich in ſich zuſammengesunken.

In nicht eben feſtlicher Stimmung betrat er am nächſten Abend das Dingwallſche Haus. Doch ſah er die Schwierigkeit wohl ein, dem jungen Mädchen gegenüber eine feindliche Haltung anzunehmen oder an dieſem Abend eine vollſtändige Aufklärung von ihr zu verlangen.

Die Gäſte waren, mit Ausnahme von ihm ſelbſt und Fräulein Avondale, alle Engländer. Vollkommen ſicher und in ihrer Geſellſchaftſtoilette reizend aussehend, nickte ſie ihm mit ihrer üblichen, überlegenen Gönnermiene zu, verriet jedoch nicht im geringſten den Wuſch, ihn unter vier Augen zu ſprechen. Die zweifellose Ähnlichkeit zwiſchen Sir William Dornton und ſeinem vermißten Wohltäter fiel Randolph ſofort auf, und doch erweckte dieſer Umſtand eher einen

eigentümlichen Widerwillen, anstatt mitfühlende Zuneigung in ihm. Bei Tisch saß er nicht bei Fräulein Avondale, die den Platz neben dem vornehmen Gast einnahm, sondern an der Seite der jungen Dame, die er in den Speisesaal heruntergeführt hatte, eines Fräulein Everleigh, der Base Sir Williams. Sie war groß und im ersten Augenblick machte sie auf Randolph den Eindruck, als sei sie steif und zurückhaltend — ein Eindruck, der sich jedoch beim Klang ihrer Stimme, ihrem offenen lebhaften Wesen und ihrer unverkennbaren Jugendlichkeit bald vermischte. Gewohnt, von Fräulein Avondales unerschütterlicher Überlegenheit niedergedrückt zu werden, fühlte er sich an der Seite dieses großen englischen Mädchens, das die Naivität eines Kindes hatte, zusehends wachsen. Nach einigen herkömmlichen Phrasen richtete sie plötzlich ihre grauen Augen auf die feinen und sagte: „Hatten Sie Jack nicht auch gern? Ich möchte es so gerne von Ihnen hören. O sagen Sie ja — bitte!“

„Sie meinen Kapitän John Dornton?“ fragte Randolph ein wenig verwirrt.

„Ja — natürlich — seinen (sie blickte auf Sir William) Bruder. Wir nannten ihn immer Jack, obwohl ich noch ganz klein war, als er fortging. Niemand fiel es ein, ihn anders als Jack zu nennen. Sagen Sie, daß Sie ihn gern hatten!“

„Gewiß!“ erwiderte Randolph eifrig. Dann fuhr er, sich verbessernd, fort: „Ich habe ihn allerdings nur einmal gesehen, doch gefiel mir sein Gesicht und seine Art — und — er war sehr gütig gegen mich.“

„Natürlich war er das,“ sagte das junge Mädchen rasch. „Das sah ihm durchaus ähnlich, und doch —“ sie dämpfte die Stimme ein wenig — „können Sie das für möglich halten? Man behauptet jetzt, er habe ein wildes, häßliches, leichtsinniges Leben geführt. Und warum? — Bloß, weil er nicht gerne zu Hause blieb und seine Zeit nicht mit Jagen, Rennen und Schuldenmachen verbringen mochte, wie es gewöhnlich die Art reicher Erbsöhne ist. Er aber wollte lieber die Welt sehen und etwas Selbständiges leisten. Schon als kleiner Junge verstand er, ein Boot zu lenken! Dornton Hall, der Familiensitz, liegt nämlich an der Küste, und es wird erzählt, Jack

habe sich, nachdem er von Hause fortgegangen, aus reiner Abenteuerlust irgendwo hier herum am Stillen Ozean als erster Steuermann verheuert und einige große Reisen gemacht. Aber das wissen Sie wahrscheinlich alles selbst, nicht wahr? Und auch wie jedermann an diesem Benehmen eines reichen Erben Anstoß genommen hat?"

Ihr Gesicht war dabei so jugendlich belebt, ihre Augen blitzten und ihre Gesichtsfarbe wechselte derart, daß er dies nur schwer mit ihrer anfänglichen Zurückhaltung oder mit dem von ihm vorausgesetzten traditionellen Gemütsmangel der englischen Rasse, vor allem aber mit ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Hauptgaste in Einklang bringen konnte. Beim Klang der Stimme des jungen Mädchens erwärmte sich sein heimliches Dankgefühl gegen den Toten.

"Die Vorstellung, daß er tot sein soll, ist zu schrecklich, und selbst dieser Tod wird ihm schlecht ausgelegt," fuhr sie hastig fort, "denn man behauptet, er sei wahrscheinlich im Rausch ertrunken und durch die Landungsbrücke gefallen oder noch etwas viel Entsetzlicheres und Schrecklicheres — etwas, das noch schlimmer ist als Selbstmord. Aber —" wieder richtete sie ihre treuherzigen Kinderaugen auf ihn — "Sie haben ihn ja doch in jener Nacht auf dem Landungsplatz gesehen und müssen wissen, wie er aussah."

"Er war so nüchtern als ich," entgegnete Randolph unwillig, da er sich des Vorfalls mit der Flasche und der vorsichtigen Ermahnung des Toten erinnerte. Dem Erinnern folgte naturgemäß ein Rekapitulieren, und nun erzählte er angesichts der voll sichtlichen Interessens auf ihn gerichteten Augen die ganze Geschichte seines Zusammentreffens mit Kapitän Dornton. Als er zu Ende war, neigte sich seine Zuhörerin mit mädchenhaftem Zutrauen zu ihm und sagte: "Ja, aber gerade, daß er einem gänzlich Fremden, wie Sie, seinen Mantelsack anvertraut hat, führt man als Beweis an, wie sehr er betrunken gewesen sein müsse." Sie hielt inne, errötete, fügte dann aber doch, sein mattes Lächeln gleichsam widerspiegelnd, hinzu: "Sie wissen, was ich meine! Denn darüber ist jedermann einig, daß es sehr hübsch von Ihnen gewesen sei, Jacks Lage in keiner Weise ausgenutzt zu haben, und Dingwall sagte, Revelstoke sei von Ihrer

Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit so überrascht gewesen, daß er Ihnen sofort eine Anstellung bei der Bank verschafft habe. Nun ist es meiner Ansicht nach," fuhr sie mit entzückender Naivität fort, „gerade ein Beweis für Jacks vollkommene Nüchternheit, daß er sofort wußte, wem er sein Vertrauen schenkte und Sie auf den ersten Blick durchschaute. Aber ich glaube, Sie dürfen nun nicht länger mit mir sprechen, sondern müssen bei jemand anderm den Liebenswürdigen spielen. Es war übrigens sehr nett von Ihnen, mir dies alles zu erzählen. Ich wünschte, Sie kennten meinen Bruder Bob; Sie würden ihn sicherlich gernhaben. Gehen Sie denn nicht auch einmal nach England? Kommen Sie doch, bitte, und besuchen Sie uns!"

Dieses Gespräch war von den andern nicht beachtet worden, und Fräulein Wondale schien ihre ganze Aufmerksamkeit auf Sir William zu beschränken, der einen ebenso absorbierten Eindruck machte, außer, daß er einmal seine Augen auf Randolph richtete, gleichsam als Antwort auf eine ihrer Bemerkungen. Randolph war erstaunt, den Gegenstand der Unterhaltung jener beiden zu bilden, was nicht dazu beitrug, die Erbitterung seines Gemütes zu mildern. War er doch bereits durch den Kontrast verlezt, den Fräulein Wondale, die nicht die geringste Teilnahme für den Toten, der ihr doch Gutes getan und ihr vertraut hatte, an den Tag legte, zu der neben ihm sitzenden jungen Dame bildete, die so treu an ihren Kindheitserinnerungen festhielt.

Nachdem die Damen hinausgerauscht waren, rückte Sir William seinen Stuhl neben Randolph. Sein Wesen schien eine Mischung von Herrn Dingwalls Zurückhaltung und einer gewissen erkünstelt weltmännischen Art, die sich mehr durch Offenheit als durch Takt auszeichnet, zu sein. „Traurige Geschichte mit meinem Bruder, was?“ sagte er, indem er sich eine Zigarre ansteckte. „Wie man's auch ansieht, was? Sie haben ihn zuletzt gesehen, was?“ Das fragende Wort schien jedoch nur ein gewohnheitsmäßiger Ausruf zu sein, denn er wartete selten eine Antwort ab.

„Ich weiß es wirklich nicht,“ antwortete Randolph, „da ich ihn nur einmal gesehen habe, und er mich auf dem Landungsplatz verließ. Ich weiß ebensowenig, wo er

hingegangen, als wo er hergekommen ist. Aber Sie werden über alles unterrichtet sein und auch wissen, wie es kam, daß er ertrank."

"Allerdings — aber darauf kommt es weniger an. Die Hauptsache war die Feststellung der Persönlichkeit und der Beweis seines Ablebens, verstehen Sie. — Infam zugerichtet, was?"

"Soll das sein Leichnam gewesen sein, den Sie selbst eines Sonntags an der Landungsbrücke ans Ufer bringen halfen?" fragte Randolph ziemlich barsch, da ihm jetzt die Ähnlichkeit, die ihn von Anfang an bei Sir William verblüfft hatte, noch mehr auffiel. "Ich habe ihn jedenfalls nicht wiedererkannt."

"Wenige hätten es gekonnt — ich selbst erkannte ihn auch nicht. Allerdings hatte ich ihn aber auch acht Jahre nicht gesehen. Der arme Kerl — so zugerichtet, daß kein Zug mehr von ihm übrig blieb — was? Aber sein Schiffsgefährte erkannte ihn, und seine sieben Sachen hatte er an Bord."

Nun erfuhr Randolph zum ersten Male die abscheulichen, schmutzigen Einzelheiten über John Dorntons geheimnisvolles Verschwinden. Er war am Morgen vor jenem ereignisreichen Tage als vornehmster Passagier auf einer australischen Bark angekommen. Das Fahrzeug selbst hatte einen übeln Ruf und stand im Geruche, den Händen der Polizei von Melbourne entschlüpft zu sein. John Dornton hatte offenbar ein bedeutendes Vermögen in Australien angesammelt, wiewohl sich bei Durchsicht seiner Papiere und seiner Habe ergab, daß es aus Wechseln, Kreditbrieffen und Aktien bestand, und daß er kein Bargeld besaß, was durch seine Schiffsgefährten bestätigt wurde. Die Nacht nach seiner Ankunft wurde mit einer Orgie an Bord des Schiffes verbracht, das er erst am nächsten Tage gegen Abend verließ, trotzdem er, seiner unsteten Art getreu, ein Zimmer in einem Hotel bestellt hatte. An jenem Abend nahm er einen Mantelsack mit an Land, offenbar in der Absicht, die Nacht in seinem Gasthof zuzubringen. Dann war er nicht wieder zum Vorschein gekommen, wiewohl einige der Matrosen behaupteten, ihn auf dem Landungsplatz ohne den Mantelsack gesehen und mit ihm in einer gemeinen Schnapskneipe an der

Straßenecke ein Glas getrunken zu haben. Offenbar war er dann durch ein Loch in der Landungsbrücke ins Wasser gestürzt. Da er nur mit den Matrosen, die zudem wußten, daß er kein Bargeld bei sich trug, gesehen worden war, dürfte ein Verbrechen ausgeschlossen sein.

„Nach alledem, verstehen Sie,“ fuhr Sir William mit einem erzwungenen Lachen fort, das Randolph nicht nur als mißtönend auffiel, sondern das auch noch einen unverschämten Sinn zu haben schien, „hätte die Sache gerade für Sie verflucht peinlich ausfallen können — was? Der letzte Mensch, der mit ihm zusammen war, was? Im Besitz seines Mantelsacks, was? Und seine Kleider auf dem Leibe, was? Riesig schlau von Ihnen, stracks damit zur Bank zu gehen. Auf Ehre, mein Rechtsbeistand wollte sich sofort auf Sie als ‚Mitschuldigen‘ stürzen, aber ich und Dingwall brachten ihn davon ab — und nun ist ja alles in Ordnung!“

Randolphs Abneigung gegen den Mann wuchs. „Die Untersuchung muß einen eigentümlichen Verlauf genommen haben,“ sagte er trocken, „denn wenn ich mich recht erinnere, lautete das Urteil der Leichenschau, bei der ich auch Sie gesehen habe, auf den Tod eines Unbekannten.“

„Ja, damals hatten wir noch keinen überzeugenden Beweis für die Identität,“ entgegnete Sir William kalt, „aber es wurde später eine erneute Untersuchung der Leiche vor Zeugen vorgenommen und ein den Tatsachen entsprechendes Verdikt abgegeben. Doch wurde dies mit Rücksicht auf die Gefühle der Familie und der Freunde des Verstorbenen nicht in die Zeitungen gebracht. Wahrscheinlich wäre es Ihnen nicht sehr erwünscht gewesen, vor den albernen Geschworenen darüber ins Kreuzverhör genommen zu werden, was Sie mit Jacks Mantelsack angefangen haben, selbst wenn wir uns damit zufrieden gegeben hätten.“

„Es wäre mir eine Freude gewesen, auf jede Gefahr für die Güte Ihres Bruders Zeugnis abzulegen,“ erwiderte Randolph entschlossen. „Sie haben gehört, daß mir der Mantelsack gestohlen worden ist, doch habe ich den Betrag des darin enthaltenen Geldes zu freier Verfügung in Herrn Dingwalls Hände niedergelegt.“

„Der Inhalt war bekannt, und überhaupt ist das ja nun alles geordnet,“ entgegnete Sir William, sich erhebend.



„Aber, wie gesagt,“ fuhr er mit seinem erzwungenen Lächeln fort, hinter dem sich, wie es Randolph vorkam, eine Drohung verbarg, „es wäre nicht gerade angenehm für Sie gewesen, verstehen Sie, wenn Sie wirklich aufgefordert worden wären, ihn vorzuzeigen — ha! ha! — was?“

Als Randolph in den Salon zurückkehrte, fand er Fräulein Avondale allein auf einem Sofa sitzen. Bei seinem Näherkommen schob sie ihr Kleid zu sich heran, um ihn dadurch einzuladen, neben ihr Platz zu nehmen. Noch immer schmerzlich bewegt von seinem Erlebnis, folgte er ihrer Aufforderung nur in der Hoffnung, sie werde ihm ihre Ansicht über diese seltsame Geschichte anvertrauen. Allein zu seinem Arger blickte sie ihn über ihren Fächer mit schelmischer Herablassung an und sagte: „Sie scheinen an der Base Ihres Beschützers mehr Gefallen zu finden, als an dessen Bruder.“

Früher hätte sich Randolph vielleicht geschmeichelt gefühlt. Jetzt aber erschien ihm ihre Rede nur wie ein Widerhall der allgemeinen Herzlosigkeit. „Ich fand Fräulein Everleigh voller Mitgefühl mit dem Geschick des unglücklichen Mannes, um den sich sonst niemand hier zu kümmern scheint,“ sagte Randolph kühl.

„Gewiß,“ erwiderte Fräulein Avondale gelassen. „So viel ich weiß, war sie schon als kleines Kind der Liebling Kapitän Dorntons, und in dieser Richtung wird sie von Sir William, der ganz anders ist als sein Bruder, wohl nicht viel zu erwarten haben. Sie ist nämlich tatsächlich eine von den Verwandten, die auf der Suche nach dem Kapitän hierhergekommen sind, als man glaubte, er sei noch am Leben und sei der Erbe. Er hat sich immer als Fräulein Everleighs Beschützer aufgespielt.“

„Aber war er denn nicht auch der Ihrige?“ fragte Randolph ziemlich barsch.

„Ich glaube, Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich den Jungen ins Herz geschlossen hatte und mit der armen Paquita, der Mutter des Jungen, befreundet war,“ sagte Fräulein Avondale ruhig. „Kapitän Dornton habe ich nur zweimal gesehen.“

Es fiel Randolph auf, daß sie nicht „Frau“ gesagt hatte, wiewohl sie die Mutter des Knaben früher so be-

zeichnet hatte. Doch, wie Dingwall ganz richtig bemerkt hatte, warum hätte sie die Illegitimität des Knaben einem mehr oder weniger Fernstehenden verraten sollen? War sie aber selbst darüber getäuscht worden — wie hätte er dann erwarten können, daß sie es ihm sage? Und doch — überzeugt war er nicht.

Ein leises Lachen schreckte ihn auf. „Na, Sie sehen wahrhaftig aus, als bedauerten Sie es, daß Ihr Wohltäter sich als ein Baronet entpuppt hat — ganz wie in einem Roman — und daß Sie jemand von der englischen Aristokratie einen Dienst geleistet haben. Sollten Sie sich aber wegen des armen Bobby beunruhigen,“ fuhr sie fort, ohne das geringste Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen, „so kann ich Ihnen sagen, daß Sir William für ihn sorgen und ihn mit nach England nehmen will. Nun müssen Sie aber,“ fügte sie mit ihrer lächelnden, herablassenden Überlegenheit hinzu, „zu Fräulein Eversleigh hinübergehen und sich mit ihr unterhalten. Wie ich sehe, schaut sie hierher, und ich glaube nicht, daß sie mir besonders grün ist.“

Randolph, der überdies auch noch sah, wie Sir William auf ihn und Fräulein Avondale zuschlenderte, erhob sich jetzt formell, als wolle er jenem seinen Platz einräumen. Dies legte ihm fast die Notwendigkeit auf, Fräulein Eversleigh aufzusuchen, die sich ans andre Ende des Zimmers zurückgezogen hatte und ein Album durchblättert. Als Randolph zu ihr trat, sagte sie, ohne die Augen aufzuschlagen: „Sind Sie befreundet mit Fräulein Avondale?“

Die Frage traf so ganz mit seinen augenblicklichen Erwägungen zusammen, daß er unwillkürlich antwortete: „Ich weiß es wirklich nicht.“

„Ja, das ist, glaube ich, die Antwort, die die meisten ihrer Bekannten geben würden, wenn man diese Frage an sie stellte, und sie ehrlich antworten wollten,“ sagte das junge Mädchen, wie in Nachsinnen versunken.

„Auch Sir William?“ warf Randolph, halb über ihren Ernst lächelnd, ein, indem er nach dem Sofa blickte.

„Zawohl; doch ihm würde das nichts ausmachen. Verstehen Sie, es soll ja ein Paar aus ihnen werden —“ Errötend hielt sie inne, als sei sie zu weit gegangen; und in ihrer jugendlichen Offenherzigkeit verbesserte sie sich:

„Sie werden mir doch nicht übelgenommen haben, was ich über sie sagte. So nah stehen Sie ihr doch wohl nicht?“

„Wir beide sind Ihrem Better Jack zu Dank verpflichtet,“ antwortete Randolph, ein wenig verwirrt.

„Ja, mit dem Unterschied, daß Sie diese Verpflichtung empfinden, Fräulein Avondale aber nicht. Somit ist das kein Grund zu einer Freundschaft.“

„Immerhin aber hat sie sich doch des Kindes von Kapitän Dornton angenommen,“ warf Randolph in seinem Gerechtigkeitsfinn ein, verstummte jedoch, da er sich auf unsicherem Grunde fühlte.

Fräulein Overleigh aber gab seinem Schweigen ihre eigene Deutung und sagte: „Ich glaube nicht, daß sie sich viel aus dem Jungen macht oder aus Kindern überhaupt.“

Randolph gedachte des Eindrucks, den er selbst jenes einzige Mal, daß er Fräulein Avondale mit dem Kinde gesehen, gewonnen hatte, und war überrascht, daß das Gefühl des Mädchens wiederum mit dem seinen übereinstimmte. Aber vielleicht gerade im Bewußtsein, niemals mehr so wie früher für Fräulein Avondale fühlen zu können, war er um so mehr darauf bedacht, gerecht zu sein, und schon stand er im Begriff, gegen diese Verallgemeinerung Einspruch zu erheben, als Sir Williams Stimme dazwischen platzte. Dieser wollte sich verabschieden und nahm zugleich die Gelegenheit wahr, auf dem Weg nach seinem Gasthose Fräulein Avondale bis zu ihrer Wohnung zu geleiten.

„War mir ein ungeheures Vergnügen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben,“ sagte er, sich noch einen Augenblick aufhaltend, indem er Randolph die Hand reichte. „Und Sie sind gewiß auch höllisch froh, Ihr ‚anvertrautes Gut‘ wieder los zu sein — was? Hätte Ihnen noch Schlimmeres einbrocken können.“

Hierauf nickte er Fräulein Overleigh vertraulich zu und entfernte sich dann mit Fräulein Avondale, die Randolph ihr übliches gönnerhaftes Lächeln zu teil werden ließ und sogar seine Gefährtin in jenen halb spöttischen, halb herablassenden Abschiedsgruß einschloß. Vielleicht war dieses Benehmen schuld daran, daß sich plötzlich ein gewisser

hoheitsvoller Ausdruck auf die Züge des jungen Mädchens legte, während es Fräulein Avondales entschwindender Gestalt nachblickte.

„Wenn Sie je nach England kommen, Herr Trent,“ sagte sie mit einer sie reizend kleidenden Würde, „so hoffe ich, daß Sie dort Leute kennen lernen werden, die etwas manierlicher sind, als mein Vetter und —“

„Fräulein Avondale, wollten Sie sagen,“ entgegnete Randolph ruhig. „Nun, was diese anbelangt, so bin ich an ihre gnädige Herablassung, die, wie ich fürchte, das Ergebnis meiner eigenen Jugend und Unerfahrenheit ist, längst gewöhnt, und ich glaube, daß ich im Laufe der Zeit auch das barsche Wesen Ihres Veters verstehen lernen werde. Sicherlich,“ fügte er lachend hinzu, „erscheine ich ihnen mit meinem „anvertrauten Gut“ und der närrischen Bedeutung, die ich einem höchst alltäglichen Zufall beigelegt habe, als ein überempfindsamer Phantast.“

„Ich für meine Person finde das jedenfalls nicht,“ antwortete das junge Mädchen schnell, „Bill aber halte ich für sehr unfein, und,“ fügte sie mit ihrem früheren kindlichen Freimuth hinzu, „ich werde ihm das auch sagen. Was jedoch Fräulein Avondale betrifft, so ist sie, glaube ich, mindestens dreißig und trägt dies vielleicht unwillkürlich auch in ihrem Benehmen zur Schau!“

Doch hier fiel Randolph, um weiteren persönlichen Anzüglichkeiten auszuweichen, lachend ein: „Und da ich mein ‚anvertrautes Gut‘ verloren habe, kann ich nicht einmal mehr dieses zu meiner Verteidigung vorweisen! Wenn Sie alle fort sind, werde ich nichts mehr haben, was mich an meinen gütigen Wohltäter erinnert. Alles wird mir wie ein Traum vorkommen.“

Fräulein Everleigh schwieg einen Augenblick und warf dann einen raschen Blick um sich. Die noch anwesenden Gäste waren ältere Leute, die sich am andern Ende des Zimmers unterhielten und sich offenbar nicht um das junge Paar kümmerten.

„Schauen Sie her,“ sagte sie mit kindlich-ernster, geheimnisvoller Miene.

Randolph sah, wie sie ein indisches Armband, das mit einer Menge kleiner Schmuckgegenstände behangen war, von

ihrem Arm ans Handgelenk herabstreifte und nun offenbar eines von den Anhängseln ausuchte. Schließlich fand sie einen winzigen Kinderring mit einer kleinen Perle.

„Dies hat mir Vetter Jack bei einer festlichen Gelegenheit geschenkt, als ich noch ein Kind war,“ sagte Fräulein Eversleigh leise. „Ich habe das Ringlein seither immer aufbewahrt und es mit hierhergebracht, um es ihm zu beweisen, wie sehr ich seiner gedacht habe. Daß das jetzt unmöglich ist, wissen Sie. Sie sagen, Sie hätten jetzt gar kein Andenken an ihn. Wollen Sie nicht dies annehmen? Ich weiß, es würde ihm Vergnügen machen, zu wissen, daß Sie es haben. Sie könnten es an Ihrer Uhrkette tragen. Sagen Sie nicht nein, sondern nehmen Sie es einfach!“

Sich noch etwas sträubend und doch von einem seltsam freudigen Stolze erfüllt, nahm Randolph das Ringlein aus der Hand des jungen Mädchens. Das zarte Rot, das sich auf ihren Wangen vertieft hatte, verschwand wieder, während er ihr herzlich dankte, und mit ruhiger Würde erhob sie sich, um sich zu den andern zu begeben. Gleich darauf verabschiedete sich Randolph von seinen Wirten.

Es schien ihm, als führe ihn in dieser Nacht sein Heimweg durch die dahinstürmenden Wolken seines sich verflüchtigen Traumes. Das Lustschloß, das er sich in den letzten drei Monaten aufgerichtet hatte, war eingefallen; der zauberhafte Baldachin, unter dem er mit Fräulein Avondale gestanden, für immer zusammengeklappt. Der Roman, den er aus seinem seltsamen Geschick hergeleitet hatte, aber war zu Ende. Keinen prosaischen, wie es bei solchen Romanen sonst der Fall zu sein pflegt, sondern einen dramatischen Abschluß hatte er gefunden, der jedoch für Randolphs Hoffnungen ebenso verhängnisvoll war. Zu jeder andern Zeit hätte er an die Vorstellung, daß er und Fräulein Avondale eines gemeinsamen Wohltäters beraubt seien, die ausschweifendsten Hoffnungen geknüpft — nun aber war es nur zu klar, daß ihre Interessen abseits von den seinigen lagen. Und es gab da in der Geschichte, die sie ihm erzählt hatte, ein unbestimmbares Etwas, das er nicht verstand und auch nicht zu verstehen wünschte. Wieviel sie davon unterdrückt hatte, weniger aus Zartgefühl oder aus einer gewissen Geringschätzung

seines Verstandes, als in dem Bestreben, ihn irrezuleiten, das mußte er nicht. Sein Glaube an sie war mit seinem Roman verschwunden. So war es denn auch nicht zu verwundern, daß der unverfälschte Freimut und die arglose Offenherzigkeit der jungen Engländerin am meisten in seinem Gedächtnis haften blieb, und daß er, als ihm Herr Dingwall einige Tage darauf erzählte, Fräulein Avondale sei mit der Familie Dornton nach England abgereist, mehr das Scheiden des ihm fremderen jungen Mädchens als Verlust empfand.

„Fräulein Avondale wird sich nun wohl des — des Knaben annehmen, Herr Dingwall?“ fragte er ruhig.

Dieser warf ihm einen raschen Blick zu. „Wohl möglich. Sir William ist mit reislicher Überlegung — eh — verfahren,“ entgegnete er kurz.

Viertes Kapitel.

Randolph war zu sanguinisch und elastisch angelegt, um müßig über Vergangenes nachzugrübeln. Mit seinem alten Ernst und einer gewissen schlichten Pflichttreue stürzte er sich in die Arbeit auf der Bank, was zwar häufig den Spott seiner Mitangestellten erregte, den Augen seiner Dienstherrn aber nicht entging. Er stieg von Stufe zu Stufe, und am Ende des Jahres wurde ihm die Korrespondenz mit Banken und Agenturen anvertraut. Auch etwas Geld hatte er sich erspart und es vorteilhaft anzulegen verstanden. So war er denn in der Lage, ein besseres Quartier in dem Hause zu beziehen, das er bewohnte. Die Versuchungen der Jugend fochten ihn wenig an. Seine Angst vor der Armut und sein angeborener guter Geschmack hielten ihn von den unklugen Spekulationen und genußsüchtigen Ausschreitungen seiner Zeit ab, und ein gewisses Mißtrauen in seine Schwäche fürs Romantische bewahrte ihn vor einem Verkehr, bei dem er körperlich und geistig hätte herunterkommen können. Er verbrachte die Abende in seiner Wohnung und unterließ sogar seine gewohnten abendlichen Streifzüge. Als der Jahrestag seiner Ankunft in San Francisco wiederkehrte, mußte er viel an den Toten denken, der sein Glück begründet hatte, und damit lebte die Erinnerung an seine alten Zweifel und Verdachtsgründe wieder auf. Seine Vernunft hatte ihn zwar gezwungen, den Verlust des verhängnisvollen Mantelsacks einem gewöhnlichen Diebstahl zuzuschreiben — sein Gefühl aber war nicht überzeugt. Immerhin aber knüpfte er keine abergläubische Vorstellung an seinen Verlust. Sein eigenes gutes Fortkommen hatte ja nicht darunter gelitten, im Gegentheil sagte er sich voll Bitterkeit, daß der Kapitän offenbar nur gestorben sei, um andern eine Wohlthat zu er-

weisen. In solchen Augenblicken gedachte er mit einer Freude, die, wie er wußte, gefährlich werden konnte, der hochgewachsenen jungen Engländerin, die Dorntons gutes Andenken verteidigt und seine eigene Sympathie für ihn geteilt hatte. Doch das war ja jetzt alles vorbei.

An einem stürmischen Abend, der jenem für ihn einst so ereignisreichen nicht unähnlich war, suchte Randolph bei einem ihm das Gesicht peitschenden Südwestwind seine Wohnung auf. Kein Wunder, daß, während er sich längs des von Regen überfluteten Bürgersteigs der Montgomery Street durchkämpfte, seine Gedanken zu eben jenem Abend und zu seinem verstorbenen Beschützer zurückwanderten. Kaum hatte er jedoch seine Wohnung erreicht, so verscheuchte er sie energisch zugleich mit dem entschwundenen Roman, den sie ihm ins Gedächtnis gerufen, und nachdem er seine Lampe angezündet hatte, breitete er in der Hoffnung, einen Abend ungestörter Arbeit vor sich zu haben, seine Papiere aus. Nach einer kleinen Weile wurde er jedoch durch den Klang unsicherer, schlürfender Schritte auf dem spärlich erleuchteten Hausflur, sowie durch das geräuschvolle Niedersetzen eines schweren Gegenstandes auf den Fußboden und dann durch ein vorsichtiges Klopfen an seine Thür nicht wenig in Erstaunen versetzt. Etwas ungeduldig rief er „Herein!“

Langsam öffnete sich die Thüre, und aus dem Halbdunkel des Flurs trat eine untersetzte Gestalt auf ihn zu und ins volle Licht des Zimmers herein. Randolph erhob sich halb, sank dann aber entsetzt, regungslos und wie festgebannt auf seinen Stuhl zurück! Dabei sah er aber doch deutlich die Gestalt vor sich stehen, er sah die ihm wohlvertraute Einrichtung seines Zimmers, die im Sturm zitternden Lichter in den gegenüberliegenden Fenstern, das Flackern vorüberfahrender Wagenlaternen unten auf der Straße — die Gestalt vor ihm war aber niemand anders als der Tote, dessen er soeben gedacht hatte!

Die Gestalt blickte ihn scharf an und brach dann in ein nicht mißzuverstehendes Lachen aus. Obwohl dies weder laut noch unangenehm war, rief es doch eine peinliche Erinnerung in Randolph wach. Aber es verjagte wenigstens seinen abergläubischen Schrecken, denn nie zuvor hatte er von einem Geist gehört, der herzlich gelacht hätte!

„Sie scheinen sich meiner nicht mehr zu erinnern,“ sagte der Mann. „Aber warten Sie mal, ich werde Ihr Gedächtnis sofort auffrischen.“ Dabei ging er zur Türe zurück, öffnete sie, streckte seinen Arm in die Vorhalle hinaus, holte einen Mantelsack herein, verschloß die Türe wieder und stellte sich dann mit dem Mantelsack in der Hand wieder vor Randolph hin. Es war derjenige, der Randolph gestohlen worden war! „Da!“ sagte der Mann.

„Kapitän Dornton,“ murmelte Randolph.

Der Mann lachte nochmals auf und warf den Mantelsack hin. „Sie wissen meinen Namen ja wie am Schnürchen, wie ich sehe, mein Junge — aber ich hatte gehofft, Sie würden mich auch ohne diesen Mantelsack erkennen!“

„Wie ich sehe, haben Sie ihn wiedererlangt,“ stammelte Randolph in seiner Verwirrung; „er ist — mir gestohlen worden.“

Kapitän Dornton lachte wiederum, ließ sich in einen Stuhl sinken, rieb sich die Kniee mit den Händen und wandte sein Gesicht dann Randolph zu. „Ja — ich selbst habe ihn gestohlen — oder stehlen lassen, was auf eines herauskommt, denn jedenfalls bin ich verantwortlich.“

„Aber Ihnen hätte ich ihn doch ohne weiteres ausgefolgt,“ sagte Randolph vorwurfsvoll, indem er sich an den einzigen Gedanken klammerte, den er in seinem maßlosen Erstaunen fassen konnte. „Ich hatte ihn gewissenhaft und treulich mit seinem ganzen Inhalt für Sie aufbewahrt, seitdem Sie damals — verschwanden.“

„Ich weiß es, mein Junge,“ sagte Kapitän Dornton, indem er aufstand und mit seiner braunen, wetterharten Hand herzlich die des jungen Mannes umschloß, „das brauchen Sie mir nicht zu sagen! Und Sie haben ihn sogar noch besser verwahrt, als Sie wissen. Da schauen Sie her!“

Damit hob er den Mantelsack auf seinen Schoß und enthüllte hinter dem üblichen kleinen Täschchen einen Schlitz im Futter des Deckels. „Zwischen dem Futter und dem Oberleder,“ fuhr er ingrimmig fort, „hatte ich nämlich einige Banknoten im Betrage von ungefähr tausend Dollars versteckt, sowie einige Papiere, die rund gerechnet für mich etwa eine Million wert sein könnten! Als ich diesen Mantelsack zurückerhielt, waren sie noch alle vorhanden, und zwar

in einem gummierten Umschlag, so wie ich sie zurückgelassen hatte. Ich holte sie mir nicht selbst, weil ich damals etwas auf dem Hund war, und — nichts für ungut, mein Junge! — weil ich nicht wußte, wie Sie mit einer Partei standen, die nicht zu meinen besondern Freunden zählt. Ein alter Schiffsgefährte, dem ich aufgetragen hatte, jene Partei zu überwachen, traf ganz zufällig auf dem Vergnügungsschiff mit Ihnen zusammen und hörte genug, um Ihren Spuren bis hierher zu folgen, wo er dann den Mantelsack an sich nahm. Es ist aber alles in Ordnung," sagte er lachend, indem er mit seiner braunen Hand Randolphs betauernde Gebärde zurückwies. „Der alte Sack ist nun zu seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückgekehrt. Ich habe ja vielleicht nicht nach der feinen Sitte von San Francisco gehandelt, aber wenn ein Menschenleben auf dem Spiele steht — oder wenn es sich zum mindesten darum handelt, ob man für tot oder lebendig gelten soll, dann muß man die Dinge eben nehmen, wie man sie findet — und ich habe sie verdammt schlecht gefunden!"

In Randolph erwachte sofort die Erinnerung an jenen zudringlichen Bergmann auf dem Vergnügungsdampfer und an dieselbe Erscheinung beim Landungsplatz, und sofort sagte er sich, daß dieser Mann offenbar seine Abwesenheit mit Fräulein Wondale benutzt hatte! Fräulein Wondale war also die „Partei“, die der Schiffsgefährte dieses Mannes überwacht hatte! Randolph fühlte, wie sein Gesicht dunkelrot wurde, wagte aber nicht, den Kapitän weiter auszufragen, noch auch das Mädchen in Schutz zu nehmen. Dornton bemerkte es, und mit einem Zartgefühl, dessen Randolph sich nicht von ihm versehen hätte, stand er von neuem auf und legte begütigend die Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Nun hören Sie mich an, mein Junge," sagte er mit verschmiztem Lächeln, „und zerbrechen Sie sich nicht den Kopf über das Tun und Treiben der Familie Dornton oder deren Freunde. Es ist eine wunderliche Gesellschaft — Ihren ergebenen Diener mit inbegriffen! Sie haben nach bestem Wissen gehandelt und sich von Anfang bis zu Ende als ehrlicher Bursche erwiesen. Ohne Jockeykniffe sind Sie geradeaus vom Start zum Ziel geritten, und ich werde Ihnen das nicht vergessen. Nur zwei Männer gibt's, die

mein Vertrauen nicht getäuscht haben: der eine waren Sie, dem ich meinen Mantelsack gab; der andre Jack Redhill, der ihn Ihnen stahl!" Hierauf ließ der Kapitän sich wieder auf seinen Stuhl fallen und lachte still vor sich hin.

"So sind Sie also nicht über Bord gefallen, wie angenommen worden war!" stammelte Randolph endlich.

"Nicht ganz! Aber es hätte nicht viel gefehlt. Nicht Wasser hat mir um ein Haar den Garauß gemacht, sondern etwas Stärkeres. Ich wurde geshanghait!"

"Geshanghait!" wiederholte Randolph verständnislos.

"Ja! Geshanghait! Betrunknen wollten Sie mich machen, sinnlos betrunken — in jener Branntweinhöhle auf dem Landungsplatz. Eine Schar 'Seelenverkäufer', die glaubten, ich sei ein Fressen für sie, warfen mich schwer betrunken und hilflos die Stufen hinunter und in eine auf dem Flusse liegende, schwach bemannte Brigg. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich außerhalb der Vorgebirge, mit dem Kurs nach Guayaquil. Sobald sie jedoch merkten, daß sie nicht einen armen Matrosen gefaßt hatten, sondern einen Mann, der auf dem Kommandodeck heimisch war, der jeden Hafen an der Verkehrsline kannte — und selbst dort bekannt war, und der ihnen die Hölle heiß machen konnte, da waren sie froh, pater peccavi spielen und mich in Acapulco ans Land setzen zu können. Sechs Wochen später landete ich dann wieder in Frisco."

"Heil und gesund — Gott sei Dank!" rief Randolph freudig.

"Nicht so ganz, mein Junge," entgegnete Kapitän Dornton grimmig, "sondern nach Ausspruch des Leichenbeschauers tot, und wohlverpackt als Leiche auf dem Wege nach England."

"Aber das alles ist ja neun Monate her! Was haben Sie denn seither getrieben? Warum haben Sie sich nicht zu erkennen gegeben?" rief Randolph, den die Gelassenheit des Mannes etwas aufbrachte, ziemlich ungeduldig. Dieser tat wahrhaftig, als sei er der ergötzte Zuschauer seines eigenen Mißgeschicks.

"Sachte, mein Junge! Ich weiß, was Sie sagen wollen, und ich weiß auch alles, was geschehen ist. Aber das erste, was ich nach meiner Rückkehr entdeckte, war, daß die Shanghaigeschichte mein Leben gerettet hatte, und daß

ich ohne sie tatsächlich jetzt in jener nach England speidierten Kiste an der Stelle des armen Teufels läge, den man statt meiner gepackt hat!"

Ein kalter Schauer überlief Randolph. Kapitän Dornton lächelte jedoch nachsichtig. „Ich verstehe nicht,“ rief Randolph atemlos.

Kapitän Dornton erhob sich jetzt, ging zur Tür und schaute in den Borraum hinaus; dann verschloß er die Tür sorgfältig und kam zurück, indem er einen Blick im Zimmer umher und nach den vom Regen gepeitschten Fenstern warf. „Mir war, als hörte ich draußen jemand gehen. Ich halte mich nämlich zur Zeit versteckt und gehe nur nachts aus; denn ich wünsche nicht, daß diese Sache an den Tag kommt, ehe ich bereit bin. Haben Sie hier irgend was zu trinken?“

Randolph holte statt der Antwort eine Whiskyflasche und Gläser von einem Schranke, worauf der Kapitän sein Glas füllte und mit derselben unverwüsthchen, aber irritierenden Gelassenheit fortfuhr: „Haben Sie nichts dagegen, wenn ich rauche?“

„Durchaus nicht,“ antwortete Randolph und bot ihm eine Zigarre an. Aber der Kapitän lehnte sie ab, zog eine kurze schwarze Tonpfeife aus der Tasche, stopfte sie mit schwarzem „Cavendish-Plug“*), den er zuvor in der Handfläche mit einem großen Taschenmesser zerschnitten hatte, zündete sie an und tat ein paar bedächtige Züge. Sodann sagte er mit einem Blick auf Randolphs Papiere: „Ich halte Sie doch nicht von der Arbeit ab, mein Junge?“ Nachdem er eine verneinende Antwort erhalten hatte, paßte er aus seiner Pfeife und ließ sich dann wieder behaglich auf seinen Stuhl nieder, wobei er Randolph sein dunkles, bärtiges Profil zuehrte.

„Sie sagten vorhin, Sie verstünden nicht,“ fuhr er langsam fort ohne aufzuschauen, „Sie müssen eben Ihre eigenen Schlüsse aus dem ziehen, was ich Ihnen erzähle. Als ich in jener Nacht mit Ihnen zusammentraf, war ich eben von Melbourne angekommen. Ich hatte bei einer dort unternommenen kaufmännischen Spekulation Glück gehabt und trug verschiedene Wechsel bei mir, aber kein Geld

*) Steinhart gepreßter Tabak.

aufser dem, das ich ins Futter jenes Mantelsacks gesteckt hatte, sowie einige Papiere, die sich auf meine Familie in England bezogen. Wenn man solch ein Wanderleben führt, wie ich, so lernt man all das, was einem von Wert ist, sozusagen unter seinem Hut bergen und plappert seine Erlebnisse lieber nicht aus. Allein es muß auf der Fahrt doch irgendwie aufgefallen sein, daß ich Geld besaß, und da sich eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft aus Sydneyer Bauernfängern und aus Kerls, die unter polizeilicher Aufsicht stehen, an Bord befand, haben sie, wie es scheint, einen hübschen kleinen Anschlag ausgeheckt, mich beim Landen auf der Schiffslände zu überfallen, auszurauben und ins tiefe Wasser zu werfen. Um der Sache einen weniger verdächtigen Anstrich zu geben, machten sie gemeinsame Sache mit einer Anzahl Seelenverkäufer, die nach unsern Matrosen, die gleichfalls in jener Nacht an Land gingen, Ausschau hielten. Ich habe später gehört, daß zwei von jenen Gau- nern mir am Ende der Schiffslände auflauerten. Wenige Minuten vor den Matrosen verließ ich das Schiff. Dann traf ich Sie — und dieses Zusammentreffen, mein Junge, war mein erster Schritt zur Rettung! Denn die beiden Männer, die Sie für einen Fremden hielten, ließen Sie mit meinem Mantelsack, den sie nicht erkannten, vorbei, und lagen auf der Lauer nach mir. Ich aber ging in- zwischen in die Schnapsbude, um auf die Matrosen zu warten, und wurde dann, wie ich Ihnen erzählt habe, be- trunken gemacht und fortgeschleppt. Ein armer Teufel von einem entlassenen Sträfling, der ungefähr meine Größe hatte, wurde an meiner Stelle niedergeschlagen — und wird nun,“ fügte er mit unterdrücktem Lachen hinzu, „tief betrauert im Chor der Kirche von Dornton beigesezt werden. Während der Radau noch im Gang war, fuhr der Kapitän jenes Schiffes, der weitere Leute zu verlieren fürchtete, in den Strom hinaus und erfuhr so nichts von dem, was mir begegnet war. Als man dann den Leichnam fand, den man für den meinigen hielt, war auch der Kapitän bereit, ihn für identisch mit mir zu erklären, weil er hoffte, das Verbrechen werde dann den Seelenverkäufern zur Last ge- legt werden, und auch die andern als Zeugen vernommenen Matrosen folgten seinem Beispiel. Allein mein Bruder

Bill, der, auf der Suche nach mir, soeben von Callao eingetroffen war, vertuschte die Sache, um einen Skandal zu verhüten. Gleichwohl hätte Bill wissen können, daß es nicht mein Leichnam war — trotzdem er mich jahrelang nicht gesehen hatte."

"Aber er war schrecklich entsetzt — so daß selbst ich, der ich Sie allerdings nur einmal gesehen hatte, nicht hätte beschwören können, daß Sie es nicht seien," sagte Randolph schnell.

"Hm!" machte Kapitän Dornton nachdenklich. "Bill mag ja redlich gehandelt haben, obgleich er's verdammt eilig hatte."

"Aber," rief Randolph eifrig, "Sie werden dem allem nun ein Ende machen und Ihre Rechte zur Geltung bringen; Sie haben ja Zeugen, um ihre Persönlichkeit festzustellen."

"Sachte, mein Junge," sagte der Kapitän, indem er seine Pfeife langsam hin und her schwenkte, "natürlich habe ich welche. Aber" — er hielt inne, legte die Pfeife weg und steckte die Hände trotzig in die Taschen — "ist es auch der Mühe wert?" Als er den Ausdruck des Erstaunens in Randolphs Gesicht sah, lachte er in seiner stillen Weise und machte es sich dann wieder in seinen Stuhle bequem. "Nein," sagte er dann ruhig, "wenn sich's nicht um meinen Sohn handelte und um das, was ihm als meinem Erben zukommt, so würde ich am liebsten die ganze verfluchte Geschichte stecken lassen!"

"Wie?" rief Randolph. "Auf den Besitz, den Titel, die Würde als Familienoberhaupt, wollten Sie verzichten, den Ihrem Rufe angetanen Schimpf auf sich sitzen lassen, die Bestrafung —" er zögerte, denn er fürchtete zu weit gegangen zu sein.

Kapitän Dornton nahm die Pfeife vorsichtig aus dem Munde, hielt sie in die Höhe und sagte: "Sachte, mein Junge! — auf das kommen wir später. Was aber Besitztum und Titel anbelangt, so bin ich denen schon vor zehn Jahren durchgegangen! Für mich bedeutete das nichts als die alte Langweilerei — das Leben eines Landedelmanns — Parforce- und andre Jagden, kurz den ganzen infamen Ballast, der drum und dran hängt, so daß einem sein eigener Grund und Boden schließlich wie ein Mühlstein am Hals hängt. Was für einen Wert hatte das alles für mich, dem Abenteuer und

die See von der Wiege an das Höchste waren. Ich hing das Besitztum einfach deshalb an den Nagel, weil es mir ein Greuel war und noch ist. Wenn ich heimkehrte, würde ich die See Tag und Nacht nach mir rufen hören; ich würde die Brise der Südwestpassate in jedem Winde spüren, der über das ärmliche Inselchen dort bliese; stets würde ich die alte Fährte wittern, mein Junge — die Fährte, die geradeswegs zum „Goldenen Thor“ hinaus der Südsee zu führt. Glauben Sie, ein Mann, der seinen Schiffsbug im hohen Seegang der Südsee unter sich auf- und niederpitschen gefühlt hat, während vor ihm ein weißes Riff in die Lagune hineinragte und dahinter ein Wall von Fächerpalmen aufsteigt — glauben Sie, der mache sich was d'raus unter einem grauen Novemberhimmel über graue Hecken weg hinter Hundstuden herzujaun? Und die Gesellschaft! Ein Mann, der in jedem Hafen von Acapulco bis Melbourne bekannt ist, der jede Behausung samt den Bewohnern von einer südamerikanischen Tienda bis zur Hütte eines samoanischen Strandläufers kennt, was schert sich der um die sogenannte Gesellschaft?“ Er hielt inne, während Randolphs Augen staunend auf dem ersten Anzeichen einer Erregung in seinem wettergebräunten Gesicht hafteten, das einen Augenblick die Kraft und Frische des Meeres wiederzuspiegeln schien. Dann sagte er lachend: „Sie machten große Augen, mein Junge? Nun ja, die Dorntons haben alle einen gehörigen Familienstolz, warum soll vor langer Zeit nicht auch einmal ein wilder dänischer Seeräuber unter ihnen gewesen sein, von dem ich ein Tröpfchen Blut abgekriegt habe? Aber ganz so schlimm bin ich denn doch nicht!“

Er lachte auf und fuhr unbekümmert fort: „Was nun die Familienwürde angeht, so wäre ihr wohl schlecht damit gedient, wenn ich die ganze Geschichte aufrührte und vielleicht damit bewiese, daß Bill etwas zu voreilig meine Persönlichkeit festgestellt hat. Und mein guter Ruf, der war schon dahin, als ich von Hause fortging, und wäre ich nicht der rechtmäßige Erbe gewesen, hätten sie sich nicht die Köpfe über mein Verbleiben zerbrochen. Mein Vater hatte mich schon längst aufgegeben, und ich wußte weder Mann, noch Weib, noch Kind, die Bill an meiner Statt nicht willkommen hießen.“

„Eine weiß ich aber doch,“ rief Randolph lebhaft.

„Sie meinen Karoline Avondale?“ sagte Kapitän Dornton trocken.

Randolph errötete. „Nein, ich meine Fräulein Everfleigh, die mit Ihrem Bruder hier war.“

Kapitän Dornton sann nach. „Natürlich! Sibylle Everfleigh! Die habe ich nicht mehr gesehen, seit sie drei Käse hoch war! Ich pflegte sie mein kleines Liebchen zu nennen. Also Sibby hat sich noch an Better Jack erinnert und sich auf die Suche nach ihm gemacht? Aber wann haben Sie sie denn getroffen?“ fragte er plötzlich, als sei dies der einzige Umstand aus der Vergangenheit, der ihm entgangen war, während er seine treuherzigen Augen auf Randolph heftete.

Der junge Mann erzählte nun ziemlich ausführlich von dem Diner bei Dingwall, von seiner Unterhaltung mit Fräulein Everfleigh und seinem Zusammentreffen mit Sir William, sprach jedoch wenig von Fräulein Avondale. Zu seinem Erstaunen hörte der Kapitän lächelnd zu und sagte nur: „Das sieht Billy recht ähnlich, daß er Sie mit einem anscheinend auf Ihnen ruhenden Verdacht neckte. So macht er es gerne — ein bißchen derb allerdings, wenn man ihn nicht kennt, und wenn er Alkohol im Leibe hat. Einerlei, ich hätte was drum gegeben zu hören, wie er Sie „schraubte“, während Sie doch die ganze Zeit im Vorteil über ihn waren — nur daß Ihr beide es eben nicht wußtet.“ Er lachte wiederum, bis Randolph, der sich über den Leichtsinnsinn und die Gelassenheit des Kapitäns entsetzte, die Geduld verlor.

„Wissen Sie auch,“ platzte er heraus, „daß man glaubt, Sie seien nicht gesetzmäßig verheiratet gewesen?“

Allein Kapitän Dornton lächelte auch jetzt ruhig weiter, bis er endlich beim Anblick des erschrockenen Gesichtes seines Gefährten ernsthafter wurde. „Bill wird das wohl nicht glauben, denn der ist gescheit genug, um zu wissen, daß er sonst eine untergeordnete Rolle neben Bobby spielen würde.“

„Aber wußte Fräulein Avondale, daß Sie rechtmäßig verheiratet waren und daß Ihr Sohn der Erbe ist?“ fragte Randolph brüsk.

„Sie hatte keinen Grund, etwas anderes zu vermuten, obwohl wir nur im geheimen verheiratet waren. Sie war eine alte Freundin meiner Frau, wenn auch nicht gerade die meinige.“

Randolph lehnte sich voll Erstaunen und Schrecken zurück. Ganz die gleichen Worte hatte auch Fräulein Wondale gebraucht! Oder täuschte ihn dieser Mann ebenso wie die andern?

Doch der Kapitän, der ihn neugierig, aber immer noch belustigt betrachtete, fügte hinzu: „Ich dachte sogar daran, sie als Zeugin für mich aufzurufen, bis —“

„Bis was?“ fragte Randolph schnell, als er das Zögern des Kapitäns gewahrte.

„Bis ich merkte, daß man ihr nicht trauen durfte; bis ich merkte, daß sie mit Bill zu intim stand,“ sagte der Kapitän schroff. „Und jetzt geht sie mit ihm und dem Jungen nach England. Mir scheint, sie will ihn ködern.“

„Ködern,“ gab Randolph zurück. „Ich verstehe nicht.“ Aber ihm schwante dunkel, daß er es am Ende doch verstehe.

„Na,“ sagte der Kapitän langsam, „mir scheint, sie zieht vor, die Frau eines erwachsenen Baronets zu werden, anstatt die Erzieherin eines minderjährigen Baronets zu bleiben. Sie hat's hinter den Ohren,“ fügte er trocken hinzu.

„Sie haben aber hoffentlich noch andre Zeugen?“ fragte Randolph unwillig.

„Selbstverständlich! Ich habe jetzt die spanischen Urkunden von dem Priester aus Callao erhalten — und diese sind sicheren Orts verwahrt für den Fall, daß mir etwas zustoßen sollte — falls einem Toten überhaupt etwas zustoßen kann,“ fügte er sarkastisch hinzu. „Diese Beweisstücke allein hatte ich abgewartet, ehe ich mich entschied, ob ich die Geschichte überhaupt aufrühren, oder ob ich ihr den Lauf lassen solle.“

Randolph blickte wiederum verwundert auf diesen seltsamen Mann, der so gleichgültig gegen die Lockungen des Reichtums, der gesellschaftlichen Stellung und selbst der Rache zu sein schien. Es kam Randolph unbegreiflich vor, und doch konnte er sich des Eindrucks, daß der Kapitän vollkommen aufrichtig sei, nicht erwehren. Trotz allem aber fühlte er sich erleichtert, als Dornton sich mit offenbarem Widerstreben erhob und seine Pfeife weglagte.

„Nun hören Sie mich mal an, mein Junge; ich bin doch recht froh, Ihnen noch einmal das Gewehr visitiert zu haben, es mag nun gehen, wie es will. Hier meine Hand darauf! Und jetzt zum Geschäft! Ich bin nämlich im

Begriff, wegen dieser Geschichte nach England zu fahren, und möchte gern, daß Sie mitkommen und mir beistehen."

Randolphs Herz machte einen Freudensprung. Die Aufforderung fachte seine ganze frühere kindliche Schwärmerie und zugleich seine geheime Anhänglichkeit an den vor ihm sitzenden Mann wieder an. Doch plötzlich entsann er sich der törichten Illusionen, die er sich einst gemacht, und einen Augenblick zögerte er. „Aber die Bank," stammelte er dann in seiner Verlegenheit.

Der Kapitän lächelte. „Ich werde Sie besser bezahlen als die Bank. Und wenn Sie nach Verlauf von drei Monaten — diese Sache mag nun ablaufen, wie sie will — noch hierher zurückzukehren wünschen, werde ich dafür sorgen, daß Ihnen jeder Verlust erspart bleibt. Vielleicht ist es Ihnen möglich, Urlaub zu bekommen. Aber Ihr wirklicher Reisezweck muß jedermann geheim bleiben. Nicht ein Wort darf von meiner Existenz oder meinem Vorhaben verlauten, ehe ich alles vorbereitet habe. Sie und Jack Redhill sind die einzigen, die vorläufig etwas davon wissen."

„Sie haben aber doch einen Anwalt?" fragte der überraschte Randolph.

„Noch nicht. Ich bin in dieser Sache mein eigener Anwalt, wenigstens so lange, bis alles im Gange ist. Ich habe das Gesetz genügend studiert, um zu wissen, daß, sobald ich beweise, daß ich lebe, der Prozeß um meines Erben willen seinen Verlauf nehmen muß, ich mag nun damit einverstanden sein oder nicht. Und gerade das ist's, was mir die Hände bindet."

Randolph blickte staunend auf den außergewöhnlichen Mann. Als ihm die seltsame Erzählung von dessen wunderbarem Entkommen und seine noch merkwürdigere Gelassenheit in dieser ganzen Angelegenheit einfiel, stiegen ihm einen Augenblick Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Erzählers oder an dessen gesunder Vernunft auf. Doch ein weiterer Blick in die freimütigen Augen des Seemannes zerstreute diesen vorübergehenden Argwohn. Ebenso freimütig streckte er jetzt die Hand aus, ergriff die des Kapitans und sagte: „Ich komme mit!"

Fünftes Kapitel.

Randolphs Gesuch um einen dreimonatigen Urlaub wurde aufs zuvorkommendste und ohne neugierige Fragen bewilligt. Er hatte das Vertrauen seiner Brotherren erworben, und abgesehen von Herrn Revelstokes flüchtiger Bewunderung darüber, daß ein junger Mann, der sich auf dem Wege zu seinem Glück befinde, soviel Zeit an eine Vergnügungsreise verschwenden wolle, und der Bemerkung: „Aber Sie müssen ja am besten wissen, was Sie zu tun haben,“ wurde nichts darüber gesprochen. Es kam dem jungen Manne jedoch vor, als sei die kühle Art, womit Herr Dingwall die Nachricht aufnahm, am Ende dessen Verdacht zuzuschreiben, er, Randolph, reise Fräulein Avondale nach, die der alte Dingwall, wie Randolph sich einbildete, nicht leiden konnte, und so beeilte er sich, einige Fragen über Fräulein Everleigh und die Möglichkeit eines Zusammenstehens mit ihr an ihn zu richten. Als er dabei wider Willen und zu seiner eigenen Überraschung errötete, was Dingwall nicht entging, erhielt er freundliche Auskunft und den Wink, daß es durchaus passend wäre, der jungen Dame nach der Ankunft in England seine Karte zu senden.

Kapitän Dornton war bereit, den nächsten zur Landenge von Panama abfahrenden Dampfer zu nehmen, und nach zwei Tagen reisten sie ab. Die Reise verlief ohne Zwischenfall, und wenn Randolph bei dem Kapitän irgendwelche Begeisterung für die Mission, die dieser jetzt allen Ernstes auf sich genommen zu haben schien, erwartet hätte, so wäre er jedenfalls enttäuscht gewesen. Trotz seines unverändert freimütigen Wesens, zog der Kapitän den jungen Mann nicht ins Vertrauen. Offenbar war er von der Rechtsgültigkeit seiner Ansprüche überzeugt, aber ebenso offenbar verschob er auch jegliches Pläneschmieden bis zur Ankunft

in England. Über Fräulein Everleigh war er indes mittheilsamer: „Sie hätte Ihnen noch besser gefallen, mein Junge, wenn Sie nicht von dieser Avondale behert gewesen wären, denn sie ist die Beste von der ganzen Familie Dornton.“ Wahrheitsgemäß, wenn auch mit einem verdächtigen Erröten versicherte Randolph, daß dies ihn nicht beeinflusst und daß Fräulein Everleigh ihm wirklich gefallen habe. Der Kapitän lachte: „Na ja, mein Junge! Aber sie ist eine arme Waise, die bei ihrem Vormund, einem alten Geistlichen, lebt und kaum hundert Pfund jährliches Einkommen hat. Und doch,“ fügte er finster hinzu, „stehen nur drei Menschenleben zwischen ihr und dem Besitz — das meinige, Bobbys und Bills — außer falls dieser noch heiraten sollte und einen Erben bekäme.“

„Um so mehr Veranlassung für Sie, sich jetzt zu wehren und das Möglichste für sie zu tun,“ sagte Randolph eifrig.

„Na ja,“ entgegnete der Kapitän mit seinem gewohnten Lachen. „Als sie noch ein Kind war, pflegte ich sie mein kleines Lieb zu nennen und schenkte ich ihr einen Ring, auch versprach ich ihr, glaube ich, sie zu heiraten, wenn sie erwachsen wäre.“

Der wahrheitsliebende Randolph hätte ihm zu gerne von Fräulein Everleighs Geschenk erzählt, aber unglücklicherweise fühlte er, wie er wiederum errötete, und aus Angst, der Kapitän möchte seine Verwirrung mißdeuten, schwieg er.

Im übrigen sprach der Kapitän ausführlich mit Randolph über seine Vergangenheit, über seine Reisen, über Orte, an denen sie vorüberfuhren und über Häfen, die sie anliefen. Er brachte viel Zeit mit den Offizieren und sogar mit der Mannschaft zu, auf die er eine besondere Macht auszuüben schien und mit der ihn eine seltsame Art von Freimaurerei verband. Randolph kam es vor, als wüchse dieser Mann in der Seelust vor seinen Augen an Kraft und Gestalt, und obgleich er stets gleichmäßig gütig, ja selbst liebevoll gegen ihn war, so konnte er gegen die andern und bisweilen sogar gegen seine Freunde, die Matrosen, doch oft recht schroff sein. Randolph fragte sich manchmal, wie der Kapitän wohl seine eigene Mannschaft behandelt

haben mochte. Auf diese Frage erhielt er gewissermaßen Antwort durch des Kapitäns Verhalten gegen Jack Redhill — seinen alten Schiffsgefährten und den Dieb des Mantelsacks — der den Kapitän in einer Art Dienstverhältnis begleitete, dabei aber jede Mitteilung und jeden Auftrag seines Herrn mit ehrerbietiger Hingebung in Empfang nahm.

An einem kalten, nebligen Morgen landeten sie nach ungefähr zwei Monaten in Plymouth. Die englische Küste war die ganze Nacht über als etwas Weißliches, Unklares vor ihnen aufgetaucht, dessen Einförmigkeit nur von Zeit zu Zeit durch matte Sternchen oder geheimnisvolle, am Horizont aufblitzende gelbe Bakenlichter unterbrochen wurde. Und dieser Eindruck des Unbestimmten und Entrückten verstärkte sich noch, als sie das Schiff verließen, so daß es Randolph schließlich vorkam, als seien sie in ein Traumland versetzt. Während sie dann in den gespensterhaften Schatten durch halb erleuchtete Straßen nach einem düsteren dampferfüllten Bahnhof gingen, in dessen Dunkel Lichter aufflackerten, und sie hierauf ins Freie hinausfuhren, statt der offenen Landschaft aber nur graue Nebelflächen erblickten, da wurde der seltsame Eindruck noch stärker. Manchmal wurde diese trübselige Aussicht durch vorüberfahrende Züge gestört, die von nirgendsher zu kommen und ins Nichts zu verschwinden schienen. Wie sie so dahinglitten, wurde mit Tagesanbruch, ohne daß jedoch das dunkle Gewölbe über ihnen sich irgendwie gelüftet und die aufsteigende Sonne verraten hätte, die graue Mauer zu beiden Seiten der Schienen von Zeit zu Zeit weniger dicht, so daß die unbestimmten Konturen eines fernen Hügels, die Zinnen eines altertümlichen Herrensitzes oder die Türme einer Kathedrale zum Vorschein kamen, um jedoch, wie bei einem Traume, gleich wieder in den Dunst zurückzusinken. Dann wieder weite dunkle Strecken, nebelumhüllte Haltestellen, die durch die getrübten Lichter nur noch düsterer aussahen, verwischte Gestalten, die sich bewegten, und zur Abwechslung ab und zu ein schwarzer Tunnel. Nur einmal ließ der Kapitän, der im Lampenschein der rauchigen Abteilung einen Blick auf Randolphs verstörtes Gesicht geworfen hatte, sein langgezogenes leises Lachen hören. „Ein hübscher Fleck Erde, die ‚alte Heimat‘! Verflucht lustig sieht es hier aus, was?“

Dann glitten sie in eine verhältnismäßig hellere, breitere und glänzend erleuchtete, von Menschen angefüllte Halle, und als der Zug dort hielt, erfuhr Randolph, dies sei London! Mit dem Gefühl, nur halb bei Sinnen zu sein, ließ er sich von seinem Gefährten nach einer Droschke führen, und erst im Gasthof kam er sich dann vollständig wach vor!

* * *

Es war verabredet worden, daß Randolph sich zuerst nach dem Pfarrhaus in Chillingworth begeben, Fräulein Everleigh auffuchen und, ohne sein Geheimnis zu verraten, sich die neuesten Nachrichten von Dornton Hall, das nur ein paar Meilen von Chillingworth entfernt lag, zu verschaffen suchen sollte. Zu diesem Zwecke hatte er noch an jenem Abend an Fräulein Everleigh telegraphiert und auch eine herzliche Antwort erhalten. Am nächsten Morgen erhob er sich zeitig und trat dann, trotz des trübseligen Wetters, von jugendlichem Optimismus durchglüht, in das Schlafzimmer des noch schlummernden Kapitäns Dornton, schüttelte ihn an den Schultern und sagte: „Stehen Sie auf, Sir John Dornton!“

Der Kapitän, der einen leichten Schlaf hatte, erwachte alsbald. „Danke, mein Junge! Übrigens bin ich trotz allem durchaus nicht entschlossen, ob ich nun wirklich nach dieser Pseife tanzen werde. Es geht nämlich die alte, niederträchtige Sage in der Familie, daß der älteste Sohn nur einmal in hundert Jahren das Erbe antrete. Darum war Bill auch wohl so bombensicher. Nun, was gibt's?“

„In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Chillingworth, um den Feldzug zu eröffnen,“ sagte Randolph heiter.

„Glückauf, mein Junge, wie es auch gehen mag. Aber, wiewohl ich mich manchmal darüber freue, daß Sie Sibby gern haben, so rate ich Ihnen doch, nicht mit der Türe ins Haus zu fallen. So sehr dürfen Sie sie jedoch nicht in Ihr Herz schließen, daß Sie sich selbst darüber vergessen und mich preisgeben.“

Eine halbe Stunde hinter London wurde der Nebel dünner, und während der Zug dahineilte, senkte er sich, in spitzenartige Fäden zerflatternd, in die Wälder oder breitete

sich in schimmernder Zartheit darüber aus. Wenn auch die Bäume entblättert standen, so boten doch die Durchblicke, die die kahlen Äste auf ganze Bündel von Raminen und in Efeu gebettete Hausgiebel gewährten, eine gewisse Entschädigung. Eine wunderbare Ruhe lag, seitdem der Nebel verschwunden war, auf der Landschaft, als ob man vom Antlitz eines Schlafenden einen Schleier wegzüge. All seine knabenhaften Träume vom Mutterlande, die er aus Büchern geschöpft, erstanden vor ihm und bevölkerten das weite, schweigende Bild. Selbst im faulenden Laube, das im Waldesdickicht aufgehäuft lag, glaubte er den welken Lorbeer dahingegangener Helden und Weisen zu sehen. Die seltsamen altertümlichen Dörfer, die Strohdächer, die immer wiederkehrenden viereckigen Kirchen- und Schloßtürme, die schmucken, wohlgepflegten Parks, die winzigen, von dunkeln, viel zu schweren Brücken überwölbten Flüsschen — sie alle waren gleichsam nur Blätter aus jenem Buche, das jetzt vor ihm aufgeschlagen zu werden schien. Zwei Stunden dauerte dieses Träumen, dann hielt der Zug vor einem Bahnhof, der mitten in ödem, meilenweitem Heide-land an einem Hügel und einem bleigrauen See stand und von wo aus eine hügliqe Dorfstraße zu einem normännischen Kirchturm und einem Pfarrhaus mit efeuumrankten Giebeln hinanstieg.

In ihrer imposanten Größe, aber auch mit ihrer jugendlichen Freimütigkeit, die Randolph so wohl im Gedächtnis hatte, erwartete ihn Fräulein Everleigh, um ihn in einem Ponymägelchen nach dem Pfarrhause zu fahren. Ein wenig erhitzt von dem heimlichen Verantwortlichkeitsgefühl und der Aussicht, ihrem Vormund einen fremden Gast vorstellen zu müssen, erschien sie Randolph reizender denn je.

Aber ihre erste Mitteilung erschütterte ihn und benahm ihm fast den Atem. Bobby, die kleine Halbwaise, das schwächliche Pflänzchen, war dem nordischen Winter erlegen. Eine Erkältung, die der Kleine sich in New York geholt, hatte sich zu einer Lungenentzündung entwickelt, und auf der Überfahrt war er dann gestorben. Fräulein Avondale aber sei, obwohl sie von Sir William viel Aufmerksamkeit erfahren habe, mit dem gleichen Schiff nach Amerika zurückgekehrt.

„Ich glaube wirklich nicht, daß sie dem armen Kinde

so zugetan war, wie sich's gehört hätte," fügte sie in harmloser Offenherzigkeit hinzu, „und Better Bill war wirklich sehr gütig gegen beide — aber es schien tatsächlich nach dem Tode des Kindes Kälte zwischen den beiden Platz gegriffen zu haben. Doch verzeihen Sie," fügte sie plötzlich verwirrt und errötend hinzu, da sie erst jetzt die augenscheinliche Betrübniß ihres Begleiters bemerkte, „ich bin schrecklich roh und herzlos gewesen! Der Tod des armen Jungen geht Ihnen gewiß sehr nahe, und Fräulein Avondale war ja auch Ihre Freundin. Bitte, seien Sie mir nicht böse!“

Randolph, der nur an dieses traurige Ende zu denken vermochte, das alle Hoffnungen des Kapitäns vernichten und den einzigen Grund, sich zu erkennen zu geben, aufheben mußte, beruhigte sie feuchten Auges, bedauerte jedoch nicht, daß seine Erregung falsch gedeutet worden war. Aber was sollte nun geschehen? In den nächsten vier Stunden ging kein Zug nach London zurück. Zu telegraphieren wagte er nicht, und wenn er es dennoch täte, durfte er sich dann darauf verlassen, daß sein seltsamer Beschützer bei seinem ohnehin schwankenden Entschluß sich unter dem Eindruck des ersten Schreckens nicht zu einer unklugen Handlung hinreißen ließe. Ihm blieb nichts andres übrig, als zu warten!

Bei Randolphs unhöflicher Geistesabwesenheit war es ein Glück, daß man bald im Pfarrhause ankam, wo ihn ein warmer Empfang von seiten des Vormundes, Herrn Brunton und seiner Familie, zwang, sich zusammenzunehmen, und ihm zugleich bewies, daß die Geschichte seiner treuen Anhänglichkeit an John Dornton durch Fräulein Everleighs Erzählung nichts eingebüßt hatte. Trotz all seiner Unruhe und Sorge konnte er doch das Anerbieten des jungen Mädchens nicht zurückweisen, ihm nach dem Gabelfrühstück die Kirche mit der Gruft der Dorntons, sowie die für John Dornton aufgestellte Gedenktafel zu zeigen. Später wollte sie ihn dann auch noch nach dem nur zwei Meilen entfernten Herrenhaus führen. Aber hier hatte Randolph Bedenken.

„Ich möchte Sir William heute lieber nicht besuchen,“ sagte er.

„Das brauchen Sie auch nicht. Er ist nämlich zur Pferdeausstellung nach Fem Dyke gefahren und wird erst spät zurückkommen. Und wenn er mit seinen Zechbrüdern zusammen gewesen ist, würde er ohnehin keinen sehr angenehmen Gesellschafter abgeben.“

„Aber Sibylle!“ protestierte der Pfarrer gutgelaunt.

„O, Herr Trent weiß bereits Bescheid über Bills gesellschaftliche Vorzüge,“ entgegnete das junge Mädchen lebhaft, „und versteht mich schon. Aber wir können uns das Herrenhaus ja auf dem Wege nach dem Bahnhof vom Park aus ansehen.“

Trotz seiner ängstlichen Zerstreutheit entging es ihm nicht, daß die Kirche ein höchst eigenartiger, wunderbarer Überrest aus vergangenen Zeiten war. Seit vier Jahrhunderten nahm sie die Gräber der Dorntons und ihre Bildnisse in Erz und Marmor auf; als Randolph jedoch das prächtige, Sarkophagartige Grabmal des entlassenen Sträflings sah, hätte er in seiner Nervosität bei dieser abgeschmackten Heuchelei fast die Fassung verloren. Dann wieder wollte ihm scheinen, als ob etwas von dem Geheimnisvollen und Unverletzbaren der Vergangenheit den Staub dieses Entehrten umkleide und es rucklos wäre, ihn zu stören. Fräulein Everleigh aber, die Randolphs Erregung auch jetzt der schmerzlichen Erinnerung an seinen alten Beschützer zuschrieb, trieb zartfühlend zum Aufbruch. Noch schmerzlicher aber wird wohl der Gedanke für sie gewesen sein, daß Randolph gegenüber seiner reizenden Begleiterin nicht nur über den Gegenstand, der sie beide bewegte, stillschwieg, sondern daß seine Ängstlichkeit ihn auch abhielt, dieses Zusammensein zu einem leichteren, vertraulichen Gespräch, nach dem er sich ja doch so gesehnt hatte, zu benutzen. Es schien grausam, daß ihm diese Gelegenheit, ihre Freundschaft enger zu knüpfen, durch einen jener Zufälle, die sie einst zusammengeführt hatten, abgeschnitten wurde. Dabei war er sich wohl bewußt, daß seine finstere Geistesabwesenheit von ihr bemerkt wurde; denn zuerst nahm sie eine gewisse stolze Zurückhaltung an, und dann — vielleicht, daß seine Gemütsregung sie angesteckt hatte — gewahrte er zu seinem Entsetzen, wie ihre klaren grauen Augen, während sie

neben ihm vor dem Grabsteine stand, sich mit Tränen füllten.

„O nein, bitte, lassen Sie das — Fräulein Everleigh!“ rief er leidenschaftlich aus.

„Ich dachte an Better Jack,“ sagte sie ein wenig bestürzt durch seine Heftigkeit. „Manchmal ist es mir ganz unfaßlich, daß er tot sein soll — ich kann es kaum glauben.“

„Wer weiß — vielleicht ist er jetzt viel glücklicher,“ stammelte Randolph, verlor aber im Gedanken an den Kapitän, den er vergnügt in seinem Bette verlassen hatte, fast wieder die Fassung, „viel glücklicher als Sie und ich,“ fügte er bitter hinzu, „das heißt — ich meine, es bekümmert mich, Sie betrübt zu sehen.“

Fräulein Everleigh wußte von nichts; aber es lag so viel warme aufrichtige Herzlichkeit im Ton und in den Augen des jungen Mannes, daß sie leicht errötete und ihn eilig mit fort an einen weniger gemütbewegenden Ort zog. Kurz darauf betraten sie den Park, und das alte Herrenhaus lag vor ihnen. Es war ein großes Gebäude im Tudorstil mit Fensterkreuzen, Steinzieraten und Zinnen, stattlichen Türmen, moosbewachsenen Balustraden und Standbildern, die schon halb in dem Nebel verschwanden, der die Ecken und Flügel des massigen Baues umhüllte. Ein Pfau schlug stolz sein Rad auf den breiten Steinstufen vor dem Portal, während ein Zug Krähen aus den entblätterten Ulmen aufstog und die hohen Schornsteine umkreiste. Was hatte diese pomphafte Verkörperung verbriefter Rechte und alter Lehensherrlichkeit mit jenem lachenden Weltenbummler gemein, den Randolph an diesem Morgen in London zurückgelassen? Und im Gedanken daran, wie der Kapitän so sorglos menschliche Geschicke in der Hand hielt, vielleicht auch im Gefühl seiner eigenen widersinnigen Stellung gegenüber dem vertrauensvollen jungen Mädchen an seiner Seite, empfand Randolph einen Augenblick lang etwas wie Haß gegen jenen Mann.

Der Nebel verdichtete sich, als die beiden nach dem Bahnhof kamen, und Randolph schien es, als werde ihr Abschied dadurch noch unklarer und unbestimmter. Nur mit Mühe konnte er auf die offen ausgesprochene Aufforderung des jungen Mädchens, er möchte doch bald wieder zu ihnen

kommen, eine Antwort finden. Halb und halb beschloß er jedoch, dieser Aufforderung erst dann nachzukommen, wenn er ihr alles würde anvertrauen können.

Nichtsdestoweniger klammerte er sich, während der Zug, immer langsamer fahrend, sich London näherte, an der Hoffnung fest, Kapitän Dornton werde auch jetzt noch Versuche anstellen, sich sein Erbgut zu sichern, oder sich doch wenigstens zu einem Kompromiß herbeilassen, der ihm seinen Rang und Namen wieder verschaffen würde. Doch diesen Hoffnungen stellte sich immer wieder die Erscheinung jenes großen Hauses entgegen, das fest auf seinem Grund und Boden ruhte und dort für immer von den erkalteten Händen derer festgehalten wurde, die unter seiner Erde schlummerten. Dann wurde der Nebel noch dichter, und an der nächsten Haltestelle blieb der dahinschleichende Zug vollends ganz stehen. Die ganze Strecke war gesperrt. Vier kostbare Stunden waren unwiederbringlich verloren.

Alein trotz seiner Ungeduld betrat Randolph London wieder in demselben halb bewußten Zustand wie am Abend seiner ersten Ankunft. Ihm schien es, als liege nichts dazwischen, als sei sein Besuch im Pfarrhause, der Anblick des Herrenhauses und selbst die verhängnisvolle Nachricht, die er mitbrachte, nur ein Traum. Im selben schattenhaften Dunkel fuhr er nach dem Gasthof, wo ihn die nämlichen von einem Hof umgebenen Lichter, die seither gar nicht ausgelöscht worden waren, empfangen! Nachdem er einen Blick in die Vorfälle und das Lesezimmer geworfen, eilte er schnell nach dem Zimmer seines Beschützers, doch der Kapitän war nicht da. Schleunigst rief er den Kellner herbei. Der Herr — ja, richtig — Kapitän Dornton — der sei wenige Stunden nach Herrn Trent mit seinem Diener Redhill ebenfalls fortgegangen. Hinterlassen habe er jedoch nichts.

Wiederum zu untätigem Warten verurteilt, versuchte Randolph ein gewisses Unbehagen, das ihn beschleichen wollte, zu überwinden, indem er des Kapitäns Abwesenheit irgend einer unvorhergesehenen juristischen Beratung oder der Notwendigkeit, Beweise zu sammeln, zuschrieb — und daß seine verzögerte Rückkehr durch den dichten Nebel, der seinen eigenen Zug aufgehalten hatte, verursacht worden sein möchte. Zu seiner Überraschung entdeckte er, daß der Kapitän,

ehe er fortgegangen war, sein Gepäck zum Portier hatte hinterbringen lassen und daß außer einigen Toilettengegenständen und dem verhängnisvollen Mantelsack nichts mehr im Zimmer war. Langsam verstrichen die Stunden; infolge jenes ununterbrochenen Zwiellichts, in dem er den Tag verbracht hatte, schien die Zeit nicht merklich zu entfliehen, und als der Kapitän um elf Uhr noch nicht da war, entschloß sich Randolph, in dessen Zimmer zu warten, um ihn sicher nicht zu verfehlen. Zwölf Uhr schlug es von einem nahen, aber unsichtbaren Kirchturm — der Kapitän aber kam noch immer nicht. Überwältigt von der Ermüdung und Erregung des Tages, beschloß Randolph, sich in seinen Kleidern aufs Bett des Kapitäns zu legen — nicht ohne ein gewisses abergläubisches Unbehagen zu empfinden im Andenken an jene Nacht vor achtzehn Monaten, als er im Gasthof zu San Francisco den Kapitän vergeblich erwartet hatte. Sogar der verhängnisvolle Mantelsack war da und verstärkte Randolphs düstere Vorstellungen. Trotzdem sank er, den Schlag ein Uhr als letzte zusammenhängende Erinnerung in seinen müden Ohren aufnehmend, in einen traumlosen Schlaf.

Ein Klopfen an der Thür weckte ihn; er sprang auf, und beim Schein des noch brennenden Gaslichts sah er, daß es neun Uhr war. Der Eindringling entpuppte sich jedoch nur als ein Kellner mit einem Briefe, den er auf Randolphs am Abend zuvor gegebene Anweisung nach diesem Zimmer brachte. Überzeugt, daß er von dem Kapitän sei — obwohl ihm die Handschrift der Adresse unbekannt war — erbrach er begierig das Siegel. Verwundert las er folgendes:

„Verehrter Herr Trent!

Kurz nach Ihrer Abreise kamen sehr traurige Nachrichten vom Herrenhause: Sir William hatte eine Art Schlaganfall. Wie es scheint, war er gerade von der Pferdeausstellung zurückgekommen und hatte sein Pferd dem Stallknecht übergeben, während er selbst dem Garteneingang zuging. Der Stallknecht sah ihn noch um die Taurushecke umbiegen und vernahm dann auf dem Wege zu den Stallungen einen seltsamen Schrei; in den Garten zurücklaufend, fand er den armen Sir William in Zuckungen

auf der Erde liegen. Sofort wurde der Arzt geholt, und Herr Brunton und ich gingen nach dem Herrenhaus hinüber. Der Doktor meint, es sei ein Gehirnschlag gewesen, ist aber seiner Sache nicht sicher. Sir William phantasiert und erkennt keinen Menschen. Vom Stallknecht erfuhr ich, daß sein Herr tüchtig getrunken habe. Vielleicht war es gut, daß Sie ihn nicht gesehen haben; aber ich hielt es doch für richtig, Ihnen den Vorfall mitzuteilen für den Fall, daß Sie wieder herkommen sollten. Es ist eine schreckliche Geschichte, und wer weiß, ob die Erregung, in der ich mich den ganzen Nachmittag befunden hatte, nicht eine Art Vorahnung war. Glauben Sie nicht auch?

Ihre ergebene

Sibylle Everleigh."

Ich fürchte, Randolphs Gedanken beschäftigten sich mehr mit dem schlichten Mädchen, das in seiner Aufregung halb unbewußt seine Zuflucht zu ihm nahm, als mit Sir William. Hätte er nicht unbedingt auf den Kapitän warten müssen, so wäre er wahrscheinlich gleich mit dem nächsten Zuge nach dem Pfarrhause gefahren. Nun, vielleicht konnte er das später ausführen. Sir Williams Unwohlsein maß er keine Bedeutung bei, sondern er war ganz dazu geneigt, der naiven Erklärung, die das junge Mädchen als Ursache angab, beizustimmen. Er las den Brief wieder und wieder, starrte auf die große, regelmäßige, kindliche Handschrift, die so charakteristisch für sie war, und führte, einem plötzlichen Impulse folgend, die Unterschrift so feierlich, als wenn es ihre Hand gewesen wäre, an seine Lippen.

Der Tag rückte inzwischen vor, der Kapitän aber kam nicht. Randolph fand die Untätigkeit nachgerade unerträglich. Wo er ihn suchen sollte, wußte er nicht, denn er hatte keinen besseren Anhalt für die Orte, wo und mit wem der Kapitän verkehrte, und für dessen Bekannte — falls es wirklich solche in London gab — als damals in San Francisco nach ihrem ersten denkwürdigen Zusammentreffen. Wer konnte wissen, ob er, Randolph, nicht doch am Ende das Opfer eines Betrügers war, der in der elften Stunde Angst bekommen und Reißaus genommen hatte? Gleichgültig gegen

alles um ihn her, wie der Kapitän zu sein schien, konnte er ihn ja lediglich als sein Werkzeug benützt haben, um ihn nach Belieben beiseite zu schieben. Immerhin aber blieb ihm Fräulein Everleighs Brief und die Aussicht, sie aufzusuchen, ihr alles zu gestehen und sie um Rat zu fragen. Die Versuchung war groß, und für den Augenblick erschien sie ihm sogar überwältigend. Doch nur einen Augenblick lang! Er hatte dem Kapitän sein Wort gegeben, ja noch mehr, er hatte ihm sein jugendliches Vertrauen geschenkt! Und, zu seiner Ehre sei es gesagt, er schwankte nicht wieder. Ja, in seiner jugendlichen Anästlichkeit schien es ihm beim Anblick des zurückgebliebenen Mantelsacks, als sei es seine Pflicht, die Last des ihm anvertrauten Gutes wieder auf seine Schultern zu nehmen.

Es war beinahe vier Uhr, als der Bann gebrochen ward. Ein großes Paket, das die gedruckte Aufschrift einer englisch-amerikanischen Bank trug, wurde ihm durch einen Dienstmann überbracht. Die Adresse war von der Hand des Kapitäns geschrieben. Das Paket, das Randolph hastig aufriß, enthielt ein paar eingeschlossene Schriftstücke, die er hastig beiseite legte, um nach dem Briefe zu greifen: zwei Seiten Propatriapapier, die er atemlos verschlang:

„Lieber Trent!

Lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen, daß ich den Anker gelichtet habe, ohne Ihnen etwas davon zu sagen. Mir geht es ganz gut, nur habe ich eben die Neuigkeiten, die Sie mir bringen wollten, gleich nach Ihrer Abreise durch Jack Redhill erfahren, den ich noch am Abend vorher abgeschickt hatte, damit er auskundschaftete, wie es in Dornton Hall aussieht. Nicht, daß ich Ihnen nicht vertraut hätte — aber er hatte Mittel, sich Nachrichten zu verschaffen, zu denen Sie sich nicht herabgelassen hätten. Nach dem, was ich Ihnen schon gesagt habe, können Sie sich denken, daß mich jetzt, da Bobby tot ist, nichts mehr hier hält, und so werde ich meinem Kopf folgen und die ganze infame Geschichte fahren lassen! Nur um seinetwillen habe ich diesen Schlag führen wollen! Ich traure um ihn, aber ich glaube, der arme kleine Schelm konnte eben dieses sonnenlose, gottverlassene Klima ebensowenig ertragen als ich!

Außerdem habe ich, da ich mein Geheimnis keinem Juristen anvertrauen wollte, selbst einige Bücher über diese Frage aufgestöbert und darin gefunden, daß ich dem Erbrecht gemäß die ganze Lumperei aufrühren, und daß Bill jeden Cent, den er seit seiner Besitzübernahme aus den Einkünften bezogen hat, zurückzahlen müßte, nicht an mich, sondern an das Gut — und zwar mit den Zinsen, und daß jegliches Abkommen, das ich wegen des Jungen mit ihm abschloße, für hinfällig erklärt würde. Wenigstens schien mir die Sache darauf hinauszulaufen. Als ich daher Bobbys Tod erfuhr, war ich froh, die Geschichte schnappen lassen zu können — und dazu habe ich mich denn auch entschlossen.

„Aber nun ich das wirklich tun und mich ohne weiteres aus dem Staube machen konnte, kam mich, wie den erbärmlichsten Schwächling, die Lust an, Bill noch vorher heimlich aufzusuchen, ohne sonst jemand etwas davon wissen zu lassen, und ihm zu sagen, was ich vorhätte. Ich fürchtete nicht, daß er widersprechen oder sich auch nur eine Minute lang bedenken würde, meinem Plane, auf Titel und Besitz zu verzichten und ihm freie Hand zu lassen, während ich selbst wieder in die Südsee hinausfahren und für den Rest meines Lebens seinem Gesichtskreis entschwinden wollte, beizustimmen. Vielleicht wollte ich seinem Geist Ruhe verschaffen, falls er je Zweifel gehegt hat; vielleicht wollte ich mir auch wegen seiner verdammten Voreiligkeit einen kleinen Scherz mit ihm machen, oder aber gelüstete es mich, die alte Stätte noch einmal zu sehen — kurz, ich entschloß mich, nach Dornton Hall zu gehen. Und zwar richtete ich es so ein, ungefähr zu der Stunde anzukommen, da Sie von dort fortgingen, und mich versteckt zu halten, bis er, wie ich wußte, vom Pferdemarkt zurückkommen würde, um ihm dann allein aufzulauern und unser kurzes Gespräch ohne Zeugen abzumachen. Nach dem Herrenhause zu gehen, wagte ich nicht, da einer oder der andre von den alten Dienern mich vielleicht doch noch erkannt hätte.

„Ich fuhr mit Jack Redhill hin, und wir trennten uns auf dem Bahnhofe. Dann trieb ich mich im Nebel umher und sah Sie sogar mit Sibylle im Dogcart vorüberfahren, ohne von Ihnen bemerkt zu werden, denn ich kannte die Gegend und wußte genau, wo ich mich zu verbergen hatte,

um allein mit ihm zusammentreffen zu können. Aber es war eine niederträchtige Aufgabe, dort zu warten. Wie ein gemeiner Dieb kam ich mir vor und nicht wie ein Mann, der seine eigene Scholle betritt. Doch, Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, mein Junge, aber ich haßte tatsächlich den Ort und all das, was dazu gehört, mehr denn je. Dann hörte ich ihn allmählich herankommen. Ich hatte mir vorher genau ausgedacht, wie ich mich hinter der Taxushecke verbergen und, wenn er zum Garteneingang käme, heraustreten wollte. Sobald er mich dann erkannt hätte, wollte ich ihn um die Terrasse herum in das Gartenhaus führen, wo wir ohne Gefahr sprechen könnten.

„Ich hörte den Stallknecht mit dem Wagen nach den Ställen fahren und, wie ich mir gedacht, kam Bill gleich nachher aufs Gartentor zugeschlendert. Er war mächtig unsicher auf seinen Stelzen, und wie mir schien, tüchtig angeunken, was nichts Gutes für unsre Unterredung versprach. Doch hoffte ich, mein plötzlicher Anblick werde ihn ernüchtern. Und, bei Gott, so war es auch. Denn seine Augen quollen ihm gleichsam aus dem Kopf und seine Kinnlade hing herunter; schließlich versuchte er mit einer Jagdpeitsche, die er bei sich trug, nach mir zu schlagen, stieß dann aber einen grauenhaften Schrei aus, den Sie auf dem Bahnhof hätten hören können, und brach zusammen. Ich hatte gerade noch Zeit, wieder hinter die Hecke zu schlüpfen, bevor der Stallknecht zurückgefahren kam. Hierauf wurden die Leute zusammengetrommelt, die ihn dann ins Haus brachten.

„Damit war das Spiel natürlich zu Ende — und die einzige Gelegenheit, die sich mir geboten, verloren. Ich mußte froh sein, mich unentdeckt aus dem Staube machen zu können, und ich muß mich jetzt mit der Tatsache zufrieden geben, daß Bill betrunken war und meinen Geist in einem Anfall von Delirium tremens zu sehen glaubte. Ich bedaure es aber nicht, ihm diesen Schrecken eingejagt zu haben, denn in seinem Blick und in dem Hieb, den er austheilen wollte, mein Junge, lag ein Schuldbewußtsein, auf das ich nicht gefaßt war! Und das furierte mich von dem Verlangen, seiner Seele Ruhe zu verschaffen. Meinetwegen mag er nun den ganzen Quark behalten!

„Und darum gehe ich fort, um nie wiederzukehren. Es tut mir leid, daß ich Sie nicht mitnehmen konnte, aber es ist besser, daß ich Sie nicht wiedersehe und daß Sie nicht einmal wissen, wohin ich gegangen bin. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich auf der blauen See und fahre dem Sonnenschein entaegen! Sie werden zwei Briefe beige-schlossen finden. Den einen brauchen Sie nicht zu öffnen, es sei denn, Sie erfahren, daß mein Geheimnis ruchbar geworden ist, und Sie gezwungen würden, Ihre Beziehungen zu mir aufzuklären. Der andre enthält meinen Dank, mein Junge, in Gestalt eines Kreditbriefs auf die Bank — für die Art, wie Sie das Ihnen anvertraute Gut bewahrt haben und wie ich glaube, auch weiter bewahren werden für

John Dornton.

„N.-S. Vermutlich haben Sie eine Träne auf mein pomphaftes Grabmal in der Dorntoner Kirche fallen lassen. Einerlei, ich gönne es dem armen Teufel, der an meiner Statt sein Leben eingebüßt hat.

J. D.“

Randolph schien es, während er diesen Brief las, als höre er die Stimme des Kapitäns und in der Nachschrift sogar dessen leises, charakteristisches Lachen. Dann entsann er sich plötzlich des Gepäcks, das der Kapitän, wie der Portier gesagt, hatte hinunterbringen lassen. Als er diesen jedoch fragte, erfuhr er, daß ein nach den Viktoriadocks fahrendes Fuhrwerk das Gepäck bei Tagesanbruch abgeholt habe. Offenbar hatte der Kapitän sich mit seinem Briefe nur bei ihm verabschieden wollen. Niedergeschlagen und ein bißchen verletzt durch das kurzangebundene Wesen seines Gönners kehrte Randolph nach seinem Zimmer zurück. Als er den Kreditbrief öffnete, fand er, daß er auf tausend Pfund Sterling lautete — eine äußerst reiche Belohnung, wie es Randolph dachte — für seine zweifelhaften Dienste und ein Beweis für die wiederholte Behauptung des Kapitäns, er habe Geld genug, ohne das Vermögen der Dorntons anzurühren.

Lange Zeit saß Randolph, die einzigen Beweise für die Wirklichkeit seines Erlebnisses in Händen haltend, da — eine Beute für tausend Vermutungen und widerstreitende Gedanken. War er der sich selbst betrugende Anhänger

eines Schwärmers — ein edelmütiger, selbstloser aber schwacher Mann, dessen Überspanntheit die Grenzen der Vernunft streifte? Wer würde die Geschichte oder die Bemeggründe des Kapitäns glauben? Wer seine seltsamen Nachforschungen und ihr noch seltsameres und fast lächerliches Ende begreifen? Selbst wenn das Siegel des Geheimnisses nach Jahren erbrochen würde, was konnte er, Randolph, dann als Beweis für die Gültigkeit der Ansprüche seines Gönners vorbringen?

Dann fiel ihm ein, daß jetzt ja kein Grund mehr für ihn vorliege, nicht ins Pfarrhaus zu gehen und Fräulein Everfleigh unter dem Vorwand aufzusuchen, sich nach dem Befinden des unglücklichen Baronet erkundigen zu wollen, dem Stellung und Vermögen trotz allem auf so wunderbare Weise erhalten geblieben waren. Sogleich begann er mit den Vorbereitungen zur Reise, und er hatte sie nahezu beendet, als ein Kellner ihm ein Telegramm brachte. Randolphs Herz schlug höher; gewiß schickte ihm der Kapitän Nachricht — hatte vielleicht seine Absicht geändert! Er riß den gelben Umschlag ab und las:

„Sir William um zwölf Uhr gestorben, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein. S. Everfleigh.“

Sechstes Kapitel.

Einen Augenblick schaute Randolph mit einem nervösen Lachen auf diese Worte, dann aber wurde er plötzlich vernünftig und kühl. Ein einziger Gedanke beherrschte ihn: der Kapitän konnte diese Nachricht noch nicht gehört haben, und wenn er noch in der Nähe oder durch irgend ein Mittel zu erreichen war, so mußte er — sein Voratz mochte noch so fest stehen — in Kenntniß gesetzt werden. Der einzige Anhaltspunkt für dessen Aufenthaltsort waren die Viktoria-docks! Aber das war immerhin etwas! Im nächsten Augenblick befand sich Randolph bereits in der unteren Halle, und nachdem er den nächsten Weg nach den Docks erfragt hatte, stürzte er auf die Straße hinaus.

Schwer und dicht senkte der Nebel sich jetzt herab, so daß die zu seiner geistigen Verwirrung sich gesellende Dunkelheit ihn schon nach wenigen eiligen Schritten ratlos festbannte. Verschwommene Gestalten tauchten hier und dort aus dem Nichts auf und zerslossen in dem grünlich-grauen Chaos. Offenbar befand er sich in einer belebten Verkehrsader, denn er konnte das langsame Getrampel der Hufe, das dumpfe Rollen der Wagen und die Warnrufe eines Verkehrs hören, den er nicht zu sehen vermochte. Da er mehr Vertrauen auf seine eigene Behendigkeit hatte, als auf die eines immer wieder haltenden Fuhrwerks, tappte er sich blind weiter, bis er endlich den Bahnhof erreichte. Eine kurze aber aufregende, bald rasche, bald zögernde Eisenbahnfahrt folgte, unterbrochen von dröhnenden Signalen und warnenden Piffen, bis Randolph endlich bei den Docks stand und die verschwommenen Umrisse einiger Schiffe und etwas, das wie eine sanft fließende dunkle Mauer aussah, erblickte: den Fluß.

Nur ein einziger Dampfer war an diesem Tage in

See gegangen, nämlich der „Don Pedro“, der nach La Plata fuhr. Noch bis vor einer Viertelstunde, ehe der Nebel dichter geworden sei, habe man ihn unter Bolldampf im Strome liegen sehen — so wurde Randolph gesagt. O ja, es sei immer noch möglich, an Bord zu gelangen. Doch während Randolph diesen Bericht entgegennahm, zerteilte sich plötzlich der Nebel, eine leichte Salzbrise strich von der fernen See her, und ein Schleier schien sich von den grauen Fluten zu heben. Die Umrisse der beiden Ufer tauchten auf; die Masten näherliegender Schiffe erschienen nun deutlich, allein die Stelle, wo der riesige Dampfer gelegen hatte, war öde und leer. Eine Schiffspur, noch dunkler und schattenhafter als der Nebel selbst, durchfurchte die Oberfläche des Wassers; aber der „Don Pedro“ war nur noch ein Punkt in der wachsenden Entfernung.

* * *

Heller Sonnenschein und ein scharfer Ostwind enthüllte die sich kräuselnden Meereswogen hinter der Landzunge, als Randolph auf seinem Wege nach dem Pfarrhause an den Toren von Dornton Hall vorbeikam. Jetzt war er zum ersten Male imstande, die Umrisse dieses Herrensitzes, den er bis jetzt immer wie in einem nebelhaften Traume gesehen hatte, deutlicher zu erkennen, und trotz seiner Zerstreutheit überraschte ihn dessen ernste Schönheit. Die entblätterten Linden und Ulmen im Parke gehörten mit zu dem malerischen Gesamtbild des Schlosses, das sie umrahmten, während der von immergrünen Fichten- und Lärchen bestandene Abhang einen Hintergrund für die grauen mit dunklem Efeu bewachsenen Zinnen bildete, dessen tiefes Dunkel durch den ungewohnten Sonnenschein noch mehr auffiel. Mit halb widerstrebender Neugierde sah Randolph sich im Vorübergehen den Garteneingang und die verhängnisvolle Tarushecke an. Doch ebenso rasch kam er auch wieder auf den Entschluß, den er während der Herreise gefaßt hatte, zurück, nämlich sein Geheimnis, sein Erlebnis, sowie die Verpflichtung, die er seinem Gönner gegenüber empfand, von seinen Beziehungen zu Sibylle Everleigh zu trennen und sich des Verkehrs mit

ihr zu freuen, ohne an die seltsamen Umstände zu denken, die sie beide zuerst zusammengeführt, oder an den noch wunderbareren glücklichen Zufall, wodurch später ihre Bekanntschaft erneuert worden war. Er war entschlossen, sich einzureden, als sei sie auf dem herkömmlichen gesellschaftlichen Wege in sein Leben getreten und als unterscheide sie sich von andern jungen Mädchen nur durch ihren persönlichen Zauber. Warum sollte ein Geheimnis, in das er eingeweiht war, und das, selbst wenn es ihr anvertraut würde, ihr nur nutz- und hoffnungslose Angst bereiten müßte, sie abhalten, jugendlich-zutrauliche Gespräche mit ihm auszutauschen, die den Verkehr mit einem jungen Mädchen ihrer Art so reizvoll machen? Warum sollte er sie nicht lieben können und ihr trotzdem die Kunde vom Dasein ihres Betters vorenthalten? Er hatte beschlossen, seine kurzen Ferien möglichst zu genießen und das harmlose Entgegenkommen des jungen Mädchens, ihre Vorliebe für seine Gesellschaft — manchmal wagte er daran zu glauben — nach Kräften zu benutzen. Würde er dann vor seiner Abreise das Recht erlangt haben, auf eine gemeinsame Zukunft zu hoffen — doch hier wurde seiner glühenden Phantasie ebenso wie seinem Pferde durch die Ankunft vor dem Pfarrhause ein jäher Halt geboten.

Herr Brunton empfing ihn herzlich, wenn auch mit einer gewissen Zerstreutheit und einer wichtigen Miene, die Randolph auffiel. Sibylle, so sagte er ihm, sei augenblicklich von einigen Bekannten in Anspruch genommen, die vom Herrenhause herübergekommen seien. Herr Trent werde verstehen, daß sie sehr viel zu tun habe — in ihrer jetzigen Stellung. Trotzdem er sich wunderte, warum gerade sie anstatt älterer und erfahrener Leute zu solcher Arbeit auserlesen war, begnügte sich Randolph, sich nach den Einzelheiten von Sir Williams Anfall und Ende zu erkundigen. Er erfuhr, wie er erwartet hatte, daß nicht das Geringste vom Besuche des Kapitäns ruchbar geworden, und daß auch nicht der geringste Verdacht aufgestiegen war, der Anfall des Barons könnte die Folge irgend einer Gemütsbewegung sein. Ja, es machte viel eher den Eindruck, als schrieben die ihn behandelnden Ärzte, die von seinen jüngsten Exzessen und deren Wirkung auf seine Konstitution wußten, um unlieb-

James Aufsehen zu vermeiden, den Anfall lieber einem lange bestehenden organischen Leiden zu. Randolph, der sich bereits vorgenommen hatte, durch die Agentur des „Don Pedro“ dem Kapitän Nachricht zukommen zu lassen, war froh, ihm diesen Ausspruch der Ärzte mitteilen und damit von der Seele seines Gönners jegliche Besorgnis, der Tod seines Bruders sei durch sein plötzliches Auftauchen beschleunigt worden, nehmen zu können. Doch jetzt wurde er von dem Eintritt Sibylle Everfleighs und ihrer Bekannten vollständig in Anspruch genommen.

Sie sah so stattlich und anmutig in ihrem schwarzen Kleide aus, das zu ihrer glänzenden Hautfarbe so gut stand und zugleich ihrer ganzen Erscheinung eine anmutige Würde verlieh, so daß es kein Wunder war, wenn sie ihn bezauberte. Doch empfand er eine noch tiefere Freude, als sie jetzt mit all ihrer alten mädchenhaften Zutraulichkeit und sogar mit einem Ausdruck unruhiger Erwartung in ihren grauen Augen auf ihn zukam.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind!“ sagte sie. „Ich dachte mir, Sie würden sich vorstellen können, wie mir zu Mute war“ — sie hielt inne, als bemerke sie eine gewisse Verstimmung bei ihren Gästen, die auch Randolph nicht entging, und sagte im Flüstertone zu ihm: „Warten Sie, bis wir allein sind.“ Dann wandte sie sich, leicht errötend, wieder ihren Bekannten zu und fuhr fort: „Lady Ashbush, erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn Trent vorstelle, einen alten Freund meiner beiden Vettern aus der Zeit, als sie in Amerika waren.“

Trotz der liebenswürdigen Erwiderung der Damen bemerkte Randolph, wie sie sowohl ihn, wie Fräulein Everfleigh, kritisch musterten, und bedeutsame Blicke wechselten, sowie eine gewisse Gezwungenheit im Benehmen des Vordemdes. Dies genügte vollkommen, um Randolphs Empfindlichkeit zu verletzen und ihn zur Zurückhaltung zu veranlassen.

Da er jedoch fürchtete, sein Schweigen möchte Fräulein Everfleigh beunruhigen, zwang er sich zu einer Unterhaltung mit Lady Ashbush, wobei er manch spitzfindigen Fragen über ihn selbst, über seine Bekanntschaft mit Sibylle und über die vermutliche Dauer seines Aufenthalts in England

auszuweichen hatte, was ihn jedoch nicht abhielt, die Dame sogar bis zu ihrem Wagen zu begleiten. Und nun belohnte ihn Sibylle dadurch, daß sie, einen Kreppschleier um Kopf und Hals geschlungen, hinter ihm herauslief und nach Frauenart noch ein paar letzte Worte an ihren Besuch richtete, um sich dann, nachdem der Wagen fortgefahren war, mit den Worten an Randolph zu wenden: „Lassen Sie uns einen Gang durch den Garten machen.“

„Es kam so furchtbar überraschend,“ sagte sie mit einem ernststen Blicke auf Randolph. „Und zu denken, daß ich noch eine Stunde zuvor lieblos über ihn abgeurteilt habe! Wahr ist es ja freilich gewesen,“ fuhr sie in ihrer offenen Art fort, „und der Groom hat mir auch eingestanden, das Pferd sei abgejagt gewesen und Sir William habe kaum stehen können. Und wie entsetzlich, daß er nicht wieder zu sich gekommen ist und immer nur unzusammenhängendes Zeug gemurmelt hat! Ich war bis zuletzt bei ihm, und er sagte nie ein verständliches Wort — nur einmal . . .“

„Was sagte er?“ fragte Randolph beunruhigt.

„Ich möchte es lieber nicht sagen; es war zu schrecklich . . .!“

Randolph drang nicht weiter in sie — sein Unbehagen aber wuchs.

„. . . Er sagte,“ fuhr sie leise mit einer unbeschreiblich lieblichen Naivität fort: „„Jack, zum Teufel mit dir!““

Randolph wandte sich ab; die furchtbare Mischung von Possen und Tragödie, die jede Szene dieses schmutzigen Dramas kennzeichnete, ging ihm auf die Nerven. Fräulein Everleigh aber fuhr ernsthaft fort: „Der Groom hieß nicht Jack, sondern Robert, Jack mag ja aber der Name eines seiner Kumpane gewesen sein.“

Obwohl Randolph überzeugt war, daß sie nichts argwöhnte, versuchte er doch, das Thema zu wechseln, indem er in sanftem Tone sagte: „Es kam mir vor, als sei Ihr Vormund heute etwas weniger offen und mittheilsam.“

„Ja, ja,“ antwortete das junge Mädchen plötzlich ganz eifrig und doch halb entschuldigend. „Sie haben ganz recht — er, ebenso wie alle andern, regen sich viel mehr über meine neue Stellung auf als ich. Es ist einfach schrecklich — an nichts andres soll man mehr denken, alles soll man

danach einrichten, alles wird im Hinblick darauf beurteilt, und der arme Mann, der dies alles hervorgerufen hat, ruht noch nicht einmal in seinem Grabe! Die ganze Geschichte ist unmenschlich und unchristlich!"

"Ich verstehe nicht," stammelte Randolph unsicher. "Worin besteht denn Ihre neue Stellung? Was meinen Sie?"

Das Mädchen sah ihm erstaunt ins Gesicht. "Wie! wußten Sie es denn nicht? Ich bin die nächste Verwandte, die Erbin, und werde in einem halben Jahr, wenn ich mündig bin, die Erbschaft antreten!"

Wie ein Blitz durchzuckte Randolph die Erinnerung an die Worte des Kapitäns: "Es stehen nur drei Leben zwischen ihr und dem Besitz." Ihr Sinn war ihm bisher kaum klar geworden, geschweige denn, daß sie irgend welchen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Sie war die Erbin — jawohl, wenn der Kapitän außer Betracht blieb.

Sie bemerkte die Veränderung, das Erstaunen, sogar den Schreck auf seinem Gesicht, und ihr eigenes hellte sich auf: "Es tut so wohl, einen Menschen zu finden, der nie an das gedacht, dem dies nicht als Hauptziel und Zweck meines Daseins vorgeschwebt hat! Ja, nach dem Tode des lieben Jack und nachdem Bill die Erbschaft angetreten hatte, war ich die nächste Verwandte, aber es war doch zu erwarten, daß er heiraten und einen Erben bekommen würde! Und doch beherrschte von dem Augenblick an, wo Bill erkrankte, jener Gedanke meinen Vormund — der doch solch ein guter Mann ist — und er drängte sich selbst mir auf. Wenn all dies — dieser ganze Besitz — von meinem lieben Vetter Jack käme, den ich so gern hatte, würde er mir gewissermaßen lieb sein — wie eine Art Vermächtnis oder Geschenk, aber von jenem andern, den ich nicht ausstehen konnte! Ich weiß, es ist schlecht, so zu reden — ach, es ist einfach schrecklich!"

"Und doch," sagte Randolph mit unwillkürlichem Nachdruck, "glaube ich bestimmt, daß Kapitän Dornton vollständig befriedigt, ja hoch beglückt wäre, wenn er wüßte, daß der Besitz an Sie gefallen ist."

Sein Ton drückte eine solch felsenfeste Überzeugung, ja, wie es dem schlichten Mädchen schien, sogar eine höhere Eingebung aus, daß ihre klaren hübschen Augen ver-

wundert auf ihm haften blieben. „Glauben Sie das wirklich?“ sagte sie nachdenklich. „Und doch — er wußte es, daß ich ihm ähnlich bin! Ja,“ fuhr sie, Randolphs erstaunten Blick bemerkend, fort, „in dem Punkt bin ich genau so wie er, nämlich daß auch mir ein Leben, wie das, wozu mich dieser Besitz verdammt, ein Greuel ist, daß mir all das, was sich daran knüpft und wozu es mich verpflichtet, verhaßt ist, so wie es ihm verhaßt war, und daß ich am liebsten den ganzen Krempel im Stich ließe und davonlief, so wie er es gemacht hat!“

Sie sprach mit ernster, fast leidenschaftlicher Entschlossenheit, die so sehr von ihrer gewohnten harmlosen Fröhlichkeit abstach, daß Randolph sich baß verwunderte. Auf ihren Wangen lag eine warme Röthe und aus ihren Augen blitzte ein freimütiges Feuer, das ihn seltsam an den Kapitän erinnerte. Dabei hatte sie ihren Worten durch ein schwaches Aufstampfen ihres kleinen Fußes und eine so mädchenhaft eigenwillige Handbewegung Nachdruck verliehen, daß er lächeln mußte und, vielleicht mit einem ganz kleinen bitteren Anklang im Tone, sagte: „Sie werden sicherlich anders darüber denken, wenn Sie erst den Besitz angetreten haben.“

„Wahrscheinlich,“ antwortete sie, ganz unvermittelt in ihre vorige Ernsthaftigkeit und Resignation zurückfallend, die durch den Gegensatz fast ironisch wirkte, „das behaupten sie ja alle.“

„Sie werden unabhängig und Ihre eigene Herrin sein,“ fuhr er fort.

„Unabhängig,“ wiederholte sie ungeduldig, „mit Dornton Hall und einem Einkommen von zwanzigtausend Pfund! Unabhängig, während mir jede einzelne Verpflichtung vorgeschrieben ist! Unabhängig, während die geringste meiner Handlungen von jedermann bekräftelt wird — von allen denjenigen, die sich nicht einen Deut um die arme Waise, die mit einer Rente von hundert Pfund zufrieden war und die sich ihre eigenen Freunde aussuchte, gekümmert hätten. Sie als Fremder verstehen das natürlich nicht so; immerhin aber glaubte ich, Sie“ — sie zögerte — „Sie dächten anders.“

„Wieso?“

„Nun, da Sie doch den Grundsatz vertreten, daß man selbst seinen Weg machen solle,“ sagte sie.

„Das trifft bei einem Manne allerdings zu, und von diesem Gesichtspunkt aus habe ich auch Kapitän Dorntons Ansichten, wie ich sie von Ihnen erfahren habe, respektiert. Aber wie könnte ein Mädchen unabhängig sein ohne Geld?“

Sie schüttelte den Kopf, als wäre sie nicht überzeugt, erwiderte jedoch nichts. Sie näherten sich jetzt dem Gartentor, und zu ihm aufschauend, sagte sie: „Und da Sie ein Mann sind, so werden Sie in der Welt Ihren Weg machen. — Herr Dingwall sagte das.“

Ihre Versicherung klang so kindlich zuversichtlich und vertrauensvoll, daß er lächeln mußte. „Herr Dingwall ist zu sanguinisch, aber meine Hoffnung wächst, weil ich Sie so reden höre.“

Sie errötete leicht und sagte ernst: „Wir müssen jetzt hineingehen.“ Vor der Thür zögerte sie noch einen Augenblick. Noch lange nachher sah er deutlich ihr reizendes Gesichtchen vor sich mit seinem kindlichen Ernst und der seltsamen Umrahmung von schwarzem Krepp, wie es sich gegen die von der untergehenden Sonne warm beschienene Mauer des Pfarrhauses abhob. „Versprechen Sie mir, sich nicht darum zu kümmern, was die Leute da drin sagen oder tun,“ sagte sie plötzlich.

„Ich verspreche,“ entgegnete er lächelnd, „mich nur um das zu kümmern, was Sie sagen oder tun.“

„Aber vielleicht werde ich nicht immer das Rechte treffen,“ meinte sie naiv.

„Ich will es trotzdem wagen.“

„Dann sprechen Sie, wenn wir jetzt hineingehen, nicht viel mit mir, sondern spielen Sie den andern gegenüber den Liebenswürdigen. Gehen Sie dann direkt in den Gasthof, und kommen Sie erst nach der Beisetzung wieder hierher.“ Ein ganz leiser, flüchtiger Schimmer von Schelmerei in ihren sich abwendenden Augen milderte indes in diesem Moment die Strenge ihres Gebotes.

Randolph hatte die Absicht, erst zwei Tage später und nicht vor der Beisetzung nach London zurückzufahren, und so verbrachte er den zwischenliegenden Tag in der benachbarten Stadt, von wo aus er dann auch seinen vielleicht

vergeblichen Brief an den Kapitän abschickte. Das Leichenbegängnis war äußerst pomphaft und gab Randolph zum ersten Male einen richtigen Begriff von dem Ansehen und der gesellschaftlichen Stellung der Dorntons. Sämmtliche in der Gegend angeessene vornehme Familien waren vertreten. Die altmodischen Livreen ihrer Dienerschaft, die kronengeschmückten Kutschen und die mit silbergestickten Schabracken geschmückten Pferde füllten den Hof des Gasthauses und die Gassen des Dörfchens. Randolph konnte seine Ohren dem Geschwätz nicht verschließen, das die Dorfbewohner über das plötzliche Ende des Baronets, das Erlöschen des alten Namens, den Übergang des Besitzes an das verwaiste Mädchen und — was ihn am meisten verdroß — über ihre voraussichtliche Zukunft und etwaigen Heiratsaussichten führten. „Einer von den fidelen Londoner Herrchen wird natürlich über kurz oder lang als Lord in dem Herrenhaus sitzen,“ war die Meinung des Gastwirts.

Mit einem Anflug von Bitterkeit nahm Randolph seinen Platz in der gedrängt vollen Kirche ein. Aber diese Empfindung und sogar sein Wunsch, Fräulein Eversleighs Gesicht in dem stattlichen, durch die Kanzel verdeckten Familienkirchenstuhl zu entdecken, ging in den seltsamen, unheimlichen Vorstellungen unter, die jetzt seinen Geist erfüllten. Was für grausige Auseinandersetzungen mochten zwischen diesem toten Sproß der Dorntons, der hier auf der Bahre lag, und dem obskuren, namenlosen Sträfling stattfinden, der ihn unten in der Gruft erwartete? Die Ungereimtheit dieses Gedankens, die in so schroffem Gegensatz zu der behaglichen Zufriedenheit der versammelten, weltlich gesinnten Gemeinde, sowie zu der vermutlichen Sorglosigkeit des Weltumseglers stand — des Urhebers der ganzen Sachlage —, der jetzt vielleicht müßig, von fernen Meeren umbraust, auf Deck spazieren ging, erfüllte Randolph mit Entsetzen. Wenn er sich dann auch noch sagte, daß das entzückende Mädchen, obwohl ahnungslos, eine Rolle in dieser verhaßten Komödie spielte, so schien das Maß dessen, was er zu ertragen vermochte, voll zu sein. Tat er recht daran, ihr sein Geheimnis vorzuenthalten? Vergeblich versuchte er sein Gewissen damit zu beruhigen, daß dieses Geheimnis ja nur eine Besitzfrage betreffe, die

nichts mit ihren Gefühlen für den Toten zu tun habe, und daß sie glücklicher sei, solange sie nichts davon wisse. Ihm blieb nur eines übrig. Ehe er nicht sein ganzes Geheimnis enthüllen konnte, ehe Kapitän Dornton nicht das Siegel von seinen Lippen löste, durfte er sie nicht wieder sehen. Die Heiligkeit des Orts schien diese Entschließung in ein Gelübde zu verwandeln.

Randolph wagte nicht, seine Augen noch einmal zu ihrem Kirchenstuhl zu erheben, auf daß der Anblick ihres süßen, ernstern Gesichts seinen Entschluß nicht erschüttere, und als erster schlich er sich beim Ausbruch der Gemeinde hinaus. Vom Gasthaus aus sandte er ihr dann kurz die Nachricht, daß er mit einem früheren Zug nach London zurück müsse und gezwungen sei, alsbald nach Kalifornien zurückzukehren; er bitte sie jedoch, falls er ihr künftig im Geringsten von Nutzen sein könne, ihm unter der Adresse seiner Bank zu schreiben. Am Abend kam er nach London, und am nächsten Abend fuhr er von Liverpool nach Amerika ab.

* * *

Ein halbes Jahr verging. Es war Randolph zuerst schwer gefallen, sein altes Leben wieder aufzunehmen, aber seine gewohnte Pflichttreue und Energie kamen ihm wohl zu statten, und ein unbestimmtes Gerücht, daß er sich im Ausland einige einflußreiche Freunde erworben, verbunden mit der untrüglicheren Tatsache, daß er einen Kreditbrief auf tausend Pfund besaß, tat seinem Ansehen keinen Eintrag. Er wurde auf der Bank nicht nur wieder angenommen, sondern sogar befördert. Herr Dingwall war ungewöhnlich freundlich und erkundigte sich aufs eingehendste nach den Einzelheiten von Fräulein Everleighs Erbschaftsantritt. Diese Fragen waren von einem gewissen verschmizten Augenzwinkern begleitet, das ihn an jenes Verhör von Fräulein Everleighs Freundinnen erinnerte und ihn bewog, ebenso vorsichtig zu antworten. Denn der junge Mann blieb seinem Gelübde sogar bis zu dem Grade treu, daß er nicht einmal mehr an sie zu denken wagte und ganz in seiner Arbeit aufzugehen schien. In diesem Eifer lag jedoch ein zielbewußtes Streben, das den konservativen Eng-

länder ohne Zweifel überrascht hätte, wenn er darum gewußt hätte.

Seit seiner Abreise von England hatte Randolph weder von Fräulein Everleigh gehört, noch eine Antwort von dem Kapitän erhalten. Wohl hatte er im stillen auf beides gehofft, aber er hielt sich unverdrossen an seine Arbeit; vielleicht mit größerer Zuversicht, als er wußte. Und eines Tages erhielt er denn auch wirklich einen Brief, dessen Aufschrift eine Hand zeigte, die sein Herz höher schlagen machte, obwohl er sie nur einmal gesehen, und zwar damals, als sie ihm die Nachricht von Sir William Dorntons plötzlicher Erkrankung übermittelt hatte. Er war von Fräulein Everleigh — aber der Poststempel war Callao! Er riß den Umschlag auf und vergaß während der nächsten paar Augenblicke alles: seinen Geschäftseifer, sein hohes Ziel, sogar sein feierliches Gelübde!

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Herr Trent!

Ich würde nicht an Sie schreiben, wenn ich nicht überzeugt wäre, jetzt den Schlüssel zu Ihrer plötzlichen Abreise am Tage der Beisetzung und zu ihrem häufig so sonderbaren Benehmen zu besitzen. Trotzdem hätten Sie, auch da sie alles wußten, etwas weniger hart und grausam sein können. Schreiben aber muß ich jetzt, denn ich werde wenige Tage nach Ankunft dieses Briefes in San Francisco sein, und ich muß Sie unbedingt sprechen und Sie um Ihren Beistand bitten, denn ich habe ja sonst niemand, wie Sie wissen. Sie fragen sich natürlich, was das alles zu bedeuten hat, und warum ich hier bin. Ich weiß alles! Ich weiß, daß er lebt. Ich weiß, daß ich kein Recht auf meinen jetzigen Besitz habe, es nie hatte, und ich bin hierher gekommen, um „ihn“ zu suchen und ihn zu überreden, sein Eigentum an sich zu nehmen. Ich konnte nicht weiterleben, ohne dies zu tun — Sie hätten das wissen müssen! Aber ich habe ihn hier nicht gefunden, wie ich hoffte — obwohl es vielleicht eine törichte Hoffnung von mir war — und ich komme zu Ihnen, daß Sie mir helfen, ihn zu suchen, denn er muß gefunden werden. Sie wissen, daß ich sein und Ihr Geheimnis wahren

möchte, und darum sind Sie der einzige, den ich um Beistand und Rat angehen kann!

„Sie wundern sich, woher ich es weiß! Vor zwei Monaten bekam ich einen Brief von ihm, einen höchst seltsamen und doch unbeschreiblich gütigen Brief, der ihm und seiner Art, sich auszudrücken, so ganz ähnlich sieht! Er hatte kurz zuvor seines Bruders Tod erfahren, wünschte mir Glück zur Erlangung des Vermögens und sagte, er sei jetzt vollkommen glücklich und wolle tot bleiben und nie, nie wieder lebendig werden. Er hätte nie gedacht, daß die Dinge sich so wundervoll entwickeln würden, denn Sir William hätte ja doch einen Erben bekommen können, und nun werde er, der Kapitän wirklich ruhig sterben. Er fügte dann noch hinzu, daß gesetzlich alles in Ordnung sei, daß die Erbfolge mit dem Erlöschen des Mannesstammes endige und daß ich mit dem Besitz anfangen könne, was ich wolle. Als ob mich das beruhigen würde! Aber es war alles so lieb und gut — und sah dem lieben alten Jack so ähnlich, daß ich die ganze Nacht geweint habe. Und dann beschloß ich, hierher zu kommen, von wo sein Brief datiert war. Glücklicherweise bin ich jetzt mündig und kann tun, was ich will, und so sagte ich, ich wolle nach Südamerika und Kalifornien reisen, und ich glaube, man hat sich nicht allzusehr darüber gewundert, als ich diesen Gebrauch von meiner Freiheit machte. Einige sagten, es sehe einer Dornton ganz ähnlich! Durch Ihre Freundin, Fräulein Avondale, wußte ich etwas Bescheid über Callao und konnte darüber sprechen, was Eindruck auf die Leute machte! So brach ich denn, nur von einer Dienerin, meiner alten Kinderfrau, begleitet, auf. Zuerst war ich etwas ängstlich, als mir mein Vorhaben so recht zum Bewußtsein kam, aber jedermann war sehr freundlich gegen mich, und nun habe ich vollständig das Gefühl der Unabhängigkeit. Sie sehen also, daß auch ein Mädchen trotz allem unabhängig sein kann! Natürlich werde ich Herrn Dingwall in San Francisco besuchen, aber er braucht nichts weiter zu wissen, als daß ich zu meinem Vergnügen reise. Und es soll mir nicht darauf ankommen, nach den Sandwichinseln oder nach Sydney zu fahren, wenn ich Aussicht habe, ihn dort zu finden. Natürlich hatte ich etwas Geld nötig — etwas von seinen Ein-

künftig — aber es soll alles zurückerstattet werden. Sobald ich Sie sehe, werde ich Sie in alle meine Pläne einweihen.

Ihre ergebene

Sibylle Everfleigh.

„N.:S. Warum haben Sie mich über dem Grab jenes Mannes in der Kirche Tränen vergießen lassen?“

Randolph schaute noch einmal nach dem Datum und studierte dann eiligst die Schiffsnachrichten. In zehn Tagen sollte der Dampfer ankommen! Doch, so entzückt Randolph auch von dieser Aussicht war, und so sehr ihn der Mut und die kindliche Entschlossenheit des Mädchens rührten, so legte er nach der ersten Freude den Brief doch mit einem Seufzer weg. Denn was auch das Ziel seines Ehrgeizes sein mochte, er war immer noch der besoldete Angestellte; und soweit auch ihre Absicht, sich aufzuopfern, gehen mochte, sie war trotz allem noch immer die reiche Erbin. Das Siegel des Geheimnisses war zwar erbrochen worden, die Stellung des jungen Mädchens aber blieb unverändert; ihre Beziehungen zu einander mußten sich dem unterordnen. Und er schrak vor dem Gedanken zurück, er könnte ihre an ihn gerichtete kindliche Bitte um Beistand dazu benutzen, ihr seine wahren Gefühle zu enthüllen.

Diese Empfindung wurde durch die etwas förmliche Art bestärkt, womit Herr Dingwall ihren bevorstehenden Besuch ankündigte: „Fräulein Everfleigh wird während ihres hiesigen Aufenthalts bei meiner Frau absteigen, mit Rücksicht auf ihre — eh — Stellung — und den Umstand, daß sie ohne Gardedame reist. Aber meine Frau wird natürlich mit Vergnügen jedermann empfangen, den Fräulein Everfleigh bei sich sehen will.“

Randolph erwiderte offen, daß Fräulein Everfleigh ihm geschrieben habe, und daß er ihr gerne seine Aufwartung machen werde. Weiter wurde nichts darüber gesprochen, doch mußte es Randolph im Verlauf der Tage auffallen, wie in dem Maße, als Herr Dingwalls Wesen steifer und gezwungener wurde, Herr Revelstoke mit seinen sonst so witzigen, gutmütigen Ratschlägen zurückhielt, auch bemerkte Randolph, wie der Direktor ihn verschiedene Male zum

Gegenstand einer scharfprüfenden, aber lächelnden Beobachtung machte. Und am Tage vor Fräulein Everleighs Ankunft steigerte sich Randolphs begreifliche Erregung dadurch noch ein wenig, daß er nach Herrn Revelstokes Privatbureau gerufen wurde.

Als er eintrat, legte der Direktor seine Feder nieder und schloß die Thür.

„Ich habe mich niemals damit befaßt, Trent,“ sagte er mit jovialer Barschheit, „mich in die Privatangelegenheiten meiner Angestellten zu mischen, wenigstens nicht solange diese ohne Rückwirkung auf ihr Verhältnis zur Bank blieben, und bei Ihnen ist das entfernt nicht der Fall gewesen. Ebenso wenig hat Herr Dingwall dazu Veranlassung gehabt, obwohl ich jetzt eigentlich in seinem Namen spreche.“ Während Randolph mit gerunzelter Stirne zuhörte, fuhr der Direktor mit sarkastischem Lächeln fort: „Doch er ist eben ein Engländer und hat seine besonderen Ansichten über die Wichtigkeit einer gesellschaftlichen Stellung, besonders hinsichtlich seiner eigenen Landsleute. Er wünscht darum, daß ich Sie auf das aufmerksam mache, was er, wohlgemerkt, die Unvereinbarkeit Ihrer Stellung mit der einer jungen Engländerin Namens Everleigh nennt, die Sie kennen und für die Sie sich,“ fügte er mit sichtlicher Genußtuung hinzu, „wie er fürchtet, allzusehr interessieren.“

Randolph wurde dunkelrot. „Wenn Herr Dingwall sich an mich gewandt hätte, Herr Direktor,“ entgegnete er heftig, „so würde ich ihm geantwortet haben, daß bis jetzt noch kein Grund vorgelegen hat, mich darauf aufmerksam zu machen, daß Fräulein Everleigh eine reiche Erbin ist und ich nur ein armer Angestellter bin — da er aber ihren Namen in diesem Zusammenhang genannt hat und er mir das Betragen vorschreiben will, das —“

„Nur nicht so hitzig!“ rief Revelstoke, indem er lächelnd die Hand erhob, „ich selbst stimme durchaus nicht mit Herrn Dingwall überein, auch habe ich allen Grund, den Wert Ihrer Dienste anzuerkennen. Immerhin aber gebe ich zu, daß Herrn Dingwalls Vorurteile eine gewisse Berechtigung haben. Und in diesem Fall, lieber Trent, soll die Heureka-Bank, solange ich Direktor bin, es an nichts fehlen lassen. Ich habe beschlossen, Sie zum Leiter unsrer Zweigstelle in

Marquilla zu ernennen — eine unabhängige Stellung mit entsprechendem Gehalt und Gewinnanteil. Und wenn das Herrn Dingwall nicht genügt, dann hat er eben.“ fügte der Direktor, sich mit einem kurzen Auflachen von seinem Pulte erhebend, hinzu, „eine großartigere Vorstellung vom Werte einer Besizung als die Bank.“

„Einen Augenblick, Herr Direktor, ich beschwöre Sie!“ platzte Randolph keuchend los. „Wenn Ihr gütiges Anerbieten sich auf die irrige Annahme gründet, daß ich den geringsten Anspruch auf etwas andres als lediglich auf die Freundschaft Fräulein Eversleighs erheben könnte — wenn irgend jemand gewagt hat, Ihnen die Ansicht beizubringen, als hätte ich durch Wort oder Tat erstrebt — oder als hätte die junge Dame jemals solche Bestrebungen ermutigt oder auch nur befürchtet, so hat der Betreffende sich gründlich getäuscht, und so dankbar ich für Ihre Güte bin, könnte ich sie doch niemals annehmen.“

„Hören Sie mich an, Trent,“ erwiderte Revelstoke kurz, indem er dabei dem jungen Mann nicht ohne Wohlwollen die Hand auf die Schulter legte. „Dies ist Ihre Privatangelegenheit, in die ich mich, wie ich schon sagte, nicht mische. Das andre ist eine zwischen Herrn Dingwall und mir zu erörternde Frage über den relativen Wert ihrer Dienste, und es wird Ihnen bei niemand schaden, wenn man erfährt, wie hoch wir diese Dienste einschätzen. Verderben Sie nicht eine gute Sache!“

Trotz all seiner Ungewißheit konnte Randolph nur seinem Dank Ausdruck geben und sich zurückziehen. Dieser verhängnisvolle Eingriff in eine solch delikate Angelegenheit gab ihm jedoch neuen Mut. Mit einem gewissen Vertrauen in seine freundschaftliche Stellung zu Sibylle, und im Gefühl, ihr von Nutzen sein zu können, machte er noch am Abend nach ihrer Ankunft einen Besuch in Herrn Dingwalls Haus. Dabei überraschte es ihn, daß der formellen Art, womit das Ehepaar ihn empfing, eine gewisse Ehrerbietung beigemischt war.

Diesem Umstande war es vielleicht auch zu verdanken, daß man die beiden allein ließ. Sibylle erschien ihm schöner, als die Erinnerung sie ihm vorgemalt hatte — gereift durch die Zeit und die Befreiung von äußerem Zwang. Einen

Augenblick lang wollte sein frisch gefaßter Mut wankend werden. Aber sie hatte ihre jugendliche Einfachheit bewahrt und kam ihm mit demselben naiv-unschuldigen Sehnen in den klaren Augen, das er noch von ihrem letzten Zusammensein her in Erinnerung hatte, entgegen. Die ersten Worte, die die beiden wechselten, galten natürlich ihrem großen Geheimnis, und Randolph berichtete ihr die ganze Geschichte seines überraschenden Zusammentreffens mit dem Kapitän und dessen seltsame Erzählung. Auch von ihrer gemeinsamen Reise sagte er ihr, die der Kapitän zur Feststellung seiner Persönlichkeit unternommen hatte, und durch die, wie er, Randolph, gehofft hatte, ihr ein geliebtes Familienglied wieder geschenkt werden sollte. Er erzählte von der schwankenden Stimmung des Kapitäns bei der Ankunft, von seiner eigenen Fahrt nach dem Pfarrhause, von der Neuigkeit, die er von ihr erfahren, von dem Grund seines seltsamen Betragens, von seiner Rückkehr nach London und von dem zweiten Verschwinden des Kapitäns. Auch den von ihm erhaltenen Brief las er ihr vor und beschrieb ihr dann sein erfolgloses Rennen nach den Docks, wo er gerade noch die Abfahrt des Kapitäns habe konstatieren können.

Atemlos hörte sie ihm zu, mit wechselnden Farben, einem gelegentlichen Ausruf des Mitleids oder einem seltsamen Glanz in den Augen, die manchmal wie in Wolken und Nebel schwammen, bis dann endlich ein ruhiger Ernst auf den erblaßten Zügen lag.

„Sie hätten mir alles sagen sollen,“ bemerkte sie.

„Es war nicht mein Geheimnis,“ entschuldigte er sich.

„Sie hätten mir vertrauen sollen.“

„Aber der Kapitän hatte ja mir vertraut.“

Sie blickte ihn in ernstem Erstaunen an und sagte dann mit ihrer alten naiven Offenherzigkeit: „Wenn man mir ein Sie angehendes, so wichtiges Geheimnis anvertraut hätte, ich würde es Ihnen nicht vorenthalten haben.“ Sie hielt jedoch plötzlich inne, als sie seine Augen auf sich gerichtet sah, und senkte, leicht errötend, ihre Lider. „Ich meine,“ fügte sie dann zögernd hinzu: „Sie haben edel, großmütig, gut und klug gehandelt — aber mir sind Geheimnisse ein Greuel! O, warum kann man nicht immer offen sein?“

Ein toller Gedanke erfaßte Randolph. „Ich habe ja noch ein andres Geheimnis, das Sie nicht geahnt und das ich Ihnen nicht zu sagen gewagt habe. Darf ich jetzt ganz offen gegen Sie sein?“

„Warum nicht?“ antwortete sie einfach, aber sie schaute nicht auf.

Und nun gestand er es ihr! Aber, o Wunder! Trotz seiner Befürchtungen strömte es ihm leicht und natürlich, als gehörte es mit zu seinem andern Geheimnisse, über die Lippen, und zwar mit einer Beredsamkeit, die er sich niemals zugetraut hätte. Als er ihr jedoch von seiner neuen Stellung und seinen Aussichten erzählte, schlug sie zum ersten Male die Augen zu ihm auf, aber ohne ihm ihre Hand zu entziehen, und sagte vorwurfsvoll: „Wenn das nicht gewesen wäre, hättest du mir deine Liebe wahrscheinlich nie gestanden.“

„Wie hätte ich das auch können!“ erwiderte er eifrig. „Denn wie hätte ich dir ohne diese glückliche Wendung helfen können, das dir anvertraute Gut zu erhalten? Wie hätte ich es möglich machen sollen, deine Pläne ausführen zu helfen und dabei nichts von jener Erbschaft anzurühren, in deren Besitz du dich zu Unrecht glaubst.“

Dann entwarf er in seiner alten jugendlichen Begeisterung ein glänzendes Zukunftsbild. Wie sie das Vermögen der Dorntons unversehrt erhalten wollten, bis sie den Kapitän gefunden und sich mit ihm in Verbindung gesetzt hätten; und wie sie jeden erreichbaren Anhaltspunkt sorgfältig sammeln wollten, bis Randolphs Vermögensumstände ihnen beiden erlauben würden, auf Entdeckungsreisen nach ihm auszuziehen.

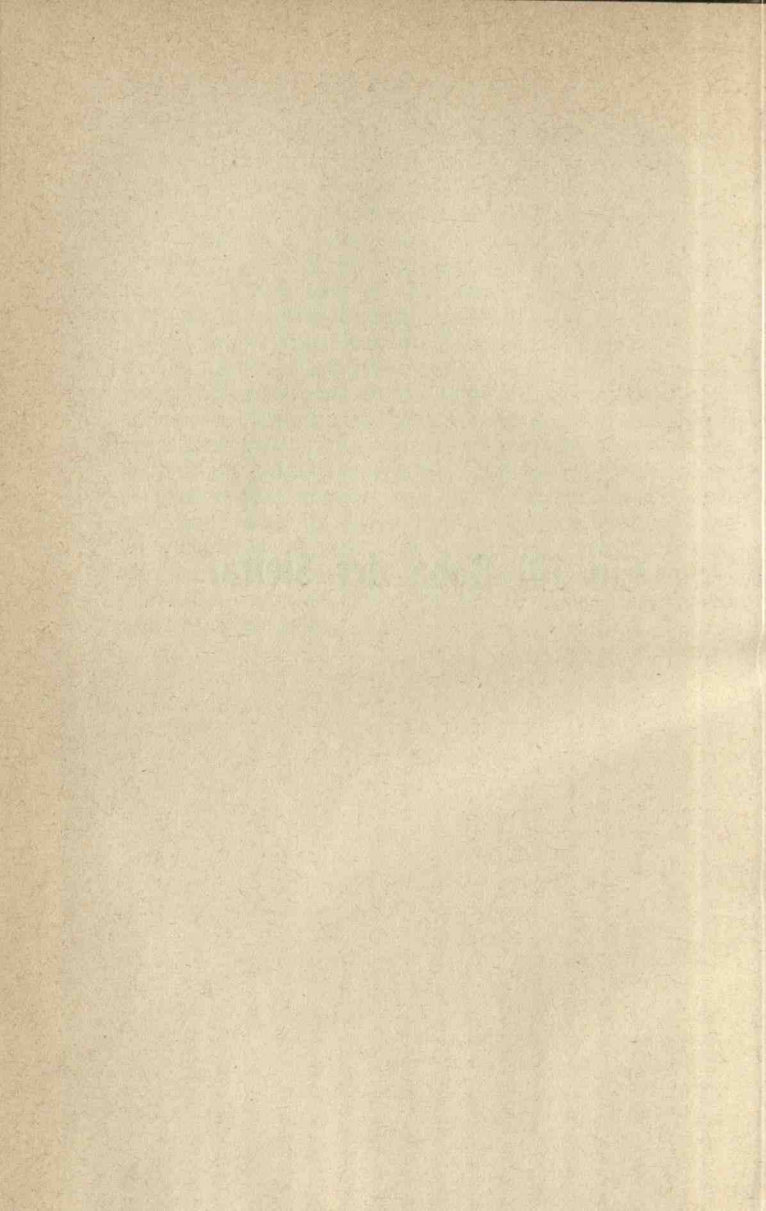
Und mitten unter diesen weitgehenden Plänen, bei denen sie einander so nahe rückten, daß Fräulein Eversleigh imstande war, Randolphs Uhrkette genau zu besichtigen, sagte sie naiv: „Wie ich sehe, hast du noch immer Better Jacks Ring. Hat er ihn je gesehen?“

„Er sagte mir, er habe dich sein Bräutchen genannt und dir einen Ring geschenkt, und er —“ eine eigentümliche Pause trat hier ein.

„Ganz so war es denn doch nicht — wenigstens nicht in diesem Sinne!“ antwortete Sibylle Eversleigh.

Und, seltsam genug, die Prophezeiungen des optimistischen Randolph erfüllten sich. Einen Monat später wurde er mit Sibylle Everleigh getraut, wobei Herr Dingwall Vaterstelle an der Braut vertrat. Randolph und seine Frau brachten es fertig, das Vermögen, das sie nur als ein ihnen anvertrautes Gut betrachteten, unangetastet zu erhalten. Denn, ohne daß er einen Dollar davon auf der Bank zu deponieren brauchte, verschaffte ihm der bloße Ruf des Reichthums seiner Frau ein Vertrauen, das alsbald seinen Erfolg sicherte. Nach zwei Jahren konnte er seine Frau mit einem sechsmonatlichen Urlaub über Australien nach Europa führen — niemand aber erfuhr etwas von den Erlebnissen auf diesem Urlaub. Es wird jedoch berichtet, daß zehn oder zwölf Jahre später Dornton Hall, das lange Zeit verpachtet oder unbewohnt gewesen war, für die Erbin, ihren Gatten und ihre Kinder zu einem vorübergehenden Besuch eingerichtet worden sei, und daß man zu dieser Zeit eine umfassende Restaurierung der alten normännischen Kirche vorgenommen und ihre alten Grabmäler neu geschmückt und instand gesetzt habe.

Ein Ali Baba der Sierra.



Hansel Starleigh war wieder einmal zu spät dran für die Schule. Das passierte ihm immer, ja, rechtzeitig in die Schule zu kommen schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, und zwar konnte er nichts dafür. Irgend etwas stellte sich immer dagegen, irgend eine wunderliche Laune der Natur oder der Umstände vertrat ihm unfehlbar jeden Tag den Weg zur Schule. Er mochte meilenweit davon entfernt sein, an Eichhörnchen zu denken, und doch kreuzten immer die seltensten und scheuesten Exemplare dieser Gattung seinen Pfad, es mochte ihm nicht im Schlaf einfallen „Honigjagd“ zu halten, da stieß ihm ein mildes Bienennest in einem hohlen Eichbaum geradezu auf, es kam ihm gar nicht in den Sinn, Vögel fangen zu wollen, da hüpfte eine Goldammer immer auf Steinwurfsweite vor ihm her. Er hatte schon Jäger sagen hören, es sei wie verheert, die schönsten Tiere liefen einem immer über den Weg, wenn man kein Gewehr bei sich habe, und sein Schicksal schien es zu sein, sie stets auf dem Weg zur Schule zu treffen, wo die Pflicht vorzugehen hatte. Wenn sich die Natur sogar mit älteren Leuten solche Scherze erlaubte, weshalb wunderte man sich dann, daß sie einem kleinen Jungen auch Possen spielte?

An diesem heutigen Morgen war Hansel durch die nicht zu verkennenden, seinen eigenen so ähnlichen Fußspuren eines jungen Bären verführt worden. Ob er irgendwelche Aussicht hatte, diesen zu entdecken, und was er in diesem Fall tun würde, war ihm nicht bekannt, er wußte nur, daß er nach anderthalbstündiger Wanderung zwei Meilen vom Schulhaus entfernt war, und daß es dem Stand der Sonne nach mindestens eine Stunde zu

spät war für den Beginn der Schule. Natürlich würde ihm ja wieder niemand glauben und die Strafe für vollständiges Schwänzen war im Grund nur wenig härter, als für Verspätung. Er beschloß also, sie geduldig auf sich zu nehmen, und um den Entschluß unwiderruflich zu machen, verbrannte er die Schiffe hinter sich — indem er sein Mittagbrot zur Hälfte aufaß.

Nachdem er den Leib gestärkt hatte für die Gesetzesübertretung, begann er Umschau zu halten. Er befand sich auf einer dichtbewaldeten Anhöhe, an deren einer Seite eine kahle Wand „ausgehender Schicht“ aufstieg, die fast so hoch war, als die dicht hinzudrängenden Tannen. Niemals zuvor war er auf diesem Platz gewesen, der seine zwei bis drei Meilen seitab von der Landstraße lag und jungfräuliche Wildnis zu sein schien. Als er aber genauer zusah, entdeckte er mit dem Scharfblick eines Jungen, der im Minendistrikt aufgewachsen ist, daß die ausgehende Schicht der Aufmerksamkeit der Goldsucher nicht entgangen war. An einigen lockenden Quarzadern waren Spuren des Pickels zu bemerken, und etwas weiter entfernt fand er die Spuren eines, wohl von einer Bergwerksgesellschaft angestellten, umfassenderen Versuchs, nämlich die in einer weiten Aus-
 höhlung und davor liegenden Trümmern bestehenden Vorarbeiten zu einem Stollen. Offenbar war das Unternehmen schon vor längerer Zeit aufgegeben worden, denn die Farnkräuter zwängten schon ihre grünen Wedel zwischen Geröll und Kies hindurch und der wilde Wein begann die Oberfläche der Schicht mit einer Matte zu bedecken. Was des Knaben Phantasie aber besonders erregte, waren die Spuren eines eigentümlichen Unfalls, der vielleicht der Anlegung des Stollens ein Ende gemacht hatte. Die Wurzeln einer mächtigen Tanne in der unmittelbaren Nähe des Steinwalls hatten offenbar durch das Graben ihren Halt verloren, und der Baum war, mit einer seiner größten Wurzeln noch in der künstlichen Höhlung haftend, umgesunken und versperrte anscheinend den Zugang vollständig. Der riesige Baum lag, wie er gestürzt war, mit der Mitte des Stammes auf einem kleineren Felsbrocken, der etwa fünfzehn Fuß über den Boden ragte, aufliegend, und mit seinen dünnen, toten Gliedern in die Luft ragend.

Der Knabe malte sich sofort aus, was für einen wunder- vollen Wippgalgen der Baum ohne die festgelegte Wurzel abgeben würde, denn er schien nur leicht und in voll- ständigem Gleichgewicht auf dem Felsbrocken aufzuruhen. Die Sache mußte jedenfalls untersucht werden, aber in diesem Augenblick trat etwas ein, was seine Aufmerksamkeit noch viel mehr in Anspruch nahm. Sein scharfes Gehör, wie das der Tiere mit allen Lauten des Waldes vertraut, unterschied das Knacken niedergetretenen Unterholzes in der Ferne, und seine ebenso scharfen Augen erspähten die Ge- stalten von zwei Männern, die rasch näherkamen. Sobald er das Gesicht des einen erkannt hatte, fuhr er mit klopfen- dem Herzen und keuchendem Atem zurück und verkroch sich im Dickicht. Diesen Mann hatte er schon einmal im Leben gesehen, fliehend vor dem Sheriff und dessen bewaffneter Macht, und nie hatte er sein Gesicht mehr vergessen! Es war der spanische Bete —, ein notorischer „Desperado“ und Schleusendieb!

Da er merkte, daß er unbeachtet geblieben war, faßte der Junge wieder Mut, und all seine Fähigkeiten fingen zu arbeiten an. Die beiden Männer kamen vorsichtig näher, und in geringer Entfernung von dem Knaben trennte sich der eine, der ihm unbekannt war, von seinem Gefährten, begann lässig hin und her zu schlendern und dabei scharfe Umschau zu halten, offenbar Schmiere stehend für den Desperado, der geradeswegs auf den gefallenen Baum zu- ging. Mit einem Male stieß die Schildwache einen Ruf aus und der spanische Bete stand still. Die Wache unter- suchte den Boden um das Geröll her.

„Was gibt's?“ brummte der Desperado.

„Fußspuren — frische — waren vorher nicht da!“

Hansels Herz zog sich krampfhaft zusammen — gerade dort war er vorhin gewesen.

Der spanische Bete gesellte sich eilig zu seinem Be- gleiter.

„Fußspuren? Dummes Zeug!“ sagte er wegwerfend.

„Was für ein Narr könnte hier barfüßig herumklettern? Das rührt von einem jungen Bären her!“

Hansel mußte, daß es seine Fußspuren waren; die Ähnlichkeit mit denen des jungen Bären mußte er zu-

geben; schmeichelhaft war sie freilich nicht, aber unsäglich erleichternd. Der Desperado trat nun vor und begann, einen schweren Stein mitnehmend, zu des Jungen Erstaunen den Felsblock zu besteigen, worauf der Baumstamm ruhte.

„Was in aller Welt hat der Kerl vor?“ dachte Hansel, dem der Mann keine solche Angst mehr einjagte, seit er ihn über der Unkenntnis von Fußstapfen ertappt hatte. Allein das nächste, was er ihn tun sah, benahm ihm ordentlich den Atem. Jener trat nämlich auf den Stamm genau an der Stelle, wo dessen Achse auf dem Fels ruhte und begann sachte hin und her zu treten. Zu Hansels Überraschung geriet der Baum in Bewegung, die Spitze senkte sich langsam und damit hob sich die Wurzel an der Öffnung so weit, daß Steine losbröckelten und eine Höhle sichtbar wurde, die einem Mann Einlaß gewährte. Hansel sperrte Mund und Nase auf, der Desperado aber legte ganz gelassen seinen schweren Stein gegen die Achse des Stammes auf dem Felsen, wodurch der Baum seine jetzige Lage beibehalten mußte, sprang vom Baumstamm ab auf den Felsen und kletterte von diesem herunter. Mit zwei schweren Ziegenledersäcken gesellte sich der andre nun zu ihm, und beide verschwanden in der auf so wunderbare Weise freigelegten Öffnung.

Atemlos vor Staunen, Spannung und Erwartung kauerte Hansel in seinem Versteck, wagte aber nicht, sich von der Stelle zu rühren; die beiden Männer konnten ja jeden Augenblick wieder heraustreten. Was er gesehen hatte, überzeugte ihn, daß ihr Unternehmen, wie ihre Höhle, in Geheimnis gehüllt war, und daß der Desperado für jeden, auch noch so harmlosen und unfreimilligen Zeugen Folterqualen bereit haben würde. Die Zeit wurde ihm sehr lang; er hörte jedes Picken des Spechts in einem nahen Baum, eine blaue Elster wippte und funkelte auf einem Zweig, den er leicht hätte erreichen können, aber er wagte nicht, die Hand auszustrecken; Ameisen krabbelten an seinen Beinen, ja er glaubte das scharfe Rasseln einer Klapperschlange in seiner nächsten Nähe zu vernehmen. Endlich verdunkelte sich der Höhleneingang und die beiden Männer wurden sichtbar. Hansel starrte betroffen hin; er

würde sich die Augen ausgerieben haben, hätte er nicht jede Bewegung gescheut. Das waren ja gar nicht die nämlichen Leute! Steckten denn noch andre in der Höhle, die sich die ganze Zeit über in ihrer dunklen Tiefe aufgehalten hatten? War eine ganze Bande hier verborgen? Würde sie auf einmal auf ihn losschwärmen? Sollte er sein Heil in der Flucht suchen?

Allein die Täuschung hielt nicht vor; bei schärferem Hinschauen überzeugte er sich, daß es dieselben Leute waren, nur in andern Kleidern, und als einer wieder auf den Felsen kletterte, erkannte er den spanischen Pete ganz deutlich. Dieser stieß den Stein mit dem Fuß beiseite, worauf sich die Wurzel wieder sachte über die Öffnung senkte und der Baum im vorigen Winkel liegen blieb. Dann gingen die beiden Männer eilig fort, und zwar mit leeren Händen; die Säcke hatten sie in der Höhle gelassen.

Das Ohr an den Boden legend wie ein Indianer, wartete der Junge geduldig, bis das letzte Knacken von dürren Zweigen und das Rascheln von Farnwedeln verklungen waren, dann kroch er mit steifen, verkrampften Gliedern aus seinem Versteck hervor. An Flucht dachte er jetzt nicht mehr, vielmehr durchpulssten Neugier und Ehrgeiz die kindlichen Adern. Rasch erkletterte er den Felsblock, hob den beiseite geschobenen Stein und wälzte ihn, trotz seines bedeutenden Gewichts an den hingestreckten Baum. Jetzt unterbrach er die Arbeit, um von seinem erhöhten Standpunkt aus Umschau zu halten. Tiefe Einsamkeit ringsum. Nun stieg er auf den Baumstamm und versuchte, ihn von der Achse aus in Bewegung zu bringen, wie es jener gethan hatte. Aber ach! Mochte Hansels Herz noch so tapfer, sein Mut unbegrenzt, sein Scharfsinn durchdringend, sein Ehrgeiz schrankenlos sein, sein Körpergewicht war eben nur das eines zehnjährigen Knaben! Der Baum rührte sich nicht. Aber Hansel hatte nicht vergebens oft auf Wippgalgen gespielt; er schritt gelassen auf dem Stamm zur Spitze, und als die Verlegung des Schwerpunkts eintrat, senkte sich der Baum langsam und die Wurzel hob sich wie zuvor, den Eingang zur Höhle freigebend. Wieder machte der kleine Held eine Pause; er wartete, scharf auf die Öffnung hinspähend, ob nicht ein dort Verborgener

gebliebener herausspringe. Dann schob er den Stein an die vorige Stelle, hüpfte herunter und schlüpfte durch die Öffnung.

Der Übergang von der blendenden Tageshelle in den tiefen Schatten war so schroff, daß er zunächst gar nichts unterscheiden konnte. Beim Hineintreten war er aber über einen Gegenstand gestolpert, der bei näherer Betrachtung eine Flasche mit eingesteckter Kerze war, und daneben lag eine Streichholzschachtel, die offenbar von den beiden Männern benützt worden war. Er steckte die Kerze an und ward nun inne, daß die Höhlung nur einige Meter tief war, entschieden der Anfang eines Stollens, dessen Ausbau der Baumsturz gehemmt hatte. In einem Winkel lagen die zurückgelassenen Kleider der beiden Männer, und für den Augenblick glaubte er auch, nichts Weiteres entdecken zu können, als er aber einen der Röcke aufhob, kamen ein Jagdgewehr, ein Revolver und die beiden Ledersäcke zum Vorschein. Diese waren so schwer, daß der Junge kaum einen aufheben konnte. Sein Gesicht glühte, seine Hände zitterten vor Aufregung, denn als ein Junge, der gern die Schule schwänzt, hatte er wenigstens genug vom Minenbetrieb gelernt, um zu wissen, was dieses Gewicht zu bedeuten hatte! Gold! Hastig knüpfte er den zunächstliegenden Sack auf — ja, Gold, aber nicht das vor Ort anstehende in den Quarz eingesprengte des Stollens, sondern „Waschgold“, das Gold der Flüsse! Das stammte aus den Schleusen der Goldwäscher der fernen Ströme. Die Säcke, die da vor ihm lagen, waren die Ausbeute des Schleusenraubs, eine Ausbeute, die im ganzen Distrikt nicht verkauft, nicht einmal gezeigt werden konnte, und die man hier verbar, bis sich Gelegenheit fand, sie nach Marysville oder Sacramento zu schaffen. Soviel hätte schließlich jeder Junge aus der Gegend begriffen und den täglichen Gesprächen der älteren Leute entnommen, aber in Hansels Phantasie schossen noch besondere Gedanken auf! Das war ja eine Höhle wie die der „Bierzig Diebe“ im Märchenbuch, und er war der „Ali Baba“, der ihre Geheimnisse kannte! Es war nicht einmal nötig „Sesam öffne dich!“ zu sagen, aber er würde die Zauberformel angewendet haben, hätte er seine Höhle jemand zeigen können!

Aber leider war er sich auch bewußt, daß er sein Geheimnis für sich behalten mußte! Er hatte niemand, dem er sich hätte anvertrauen können. Sein Vater war ein Kohlenbrenner in kümmerlichen Verhältnissen, ein Witwer mit zwei Kindern, unserm Hansel und seinem älteren Bruder Samuel. Dieser Sam war ein unverbesserlicher Lauge-nichts von zweiundzwanzig Jahren, mit einem Hang zu Ausschweifungen und schlechter Gesellschaft. Er hatte vor kurzem das väterliche Dach verlassen und erschien nur noch von Zeit zu Zeit, bald ausgelassen lustig, bald weinerlich, meistens aber betrunken. Er war Hansel von jeher nur als warnendes Beispiel vorgehalten worden und jede Strafpredigt endigte mit der düstern Prophezeiung, daß er gewiß noch einmal in seines Bruders Fußstapfen treten werde. Selbst wenn Sam dagewesen wäre, hätte er ihn nimmermehr ins Vertrauen ziehen können, und noch weniger Verlaß war auf den Vater, der die Geschichte sicher dem Sheriff und den Gendarmen stecken und damit die ganze Familie der Rache der Räuberbande aussetzen würde. Was ihn selbst betraf, so hätte er ja mit dem Gold nichts anfangen können, auch nur ein einziges Goldkorn vor erwachsenem Publikum zu zeigen, würde Verdacht erregt haben, und da es Hansels hartes Los war, immer mit Mißtrauen betrachtet zu werden, so würde man ihn sicher als Spießgesellen der Räuber ansehen. Als Schulschwänzer war er sich bewußt, keinen moralischen Rückhalt zu haben, auch hatte er die für Kinder bezeichnende abergläubische Vorstellung, daß die Mitwissenschaft zum Mitschuldigen mache, und daß er das Geheimnis wahren müsse, als ob ihn die furchtbarsten Eide bänden! Jetzt erfaßte ihn aber eine neue Idee. Er legte sorgfältig jedes Ding wieder hin, wie er's gefunden hatte, löschte das Licht aus, verließ die Höhle und verschloß die Öffnung auf dieselbe Weise, wie es der Mann getan hatte, nur daß er dabei vor sich hinhurmurmelte: „Sesam schließe dich!“ und dann lief er so rasch, als die kurzen Beine ihn tragen wollten, davon.

Als er die gefährliche Umgebung hinter sich hatte, gönnte er sich ein gemäßigteres Tempo, und nach einer Weile behaglichen Wanderns kam er an einen weißgestrichenen eichenen Lattenzaun, der bebautes Land und ein

fäuberliches Farnhaus umschloß. Hier machte er Halt, kauerte hinter dem Zaun nieder und brachte unter außerordentlichen Gesichtsverzerrungen Töne hervor, die einigermaßen an den Schrei der blauen Steindohle erinnerten. Nachdem er sie mehrmals in Zwischenräumen ausgestoßen hatte, sah er zu seiner Erleichterung über den Zaunlatten einen Ranking-Sonnenhut auftauchen. Als dieser dicht vor ihm Halt machte, enthüllte er ein rosiges kleines Gesicht, das auf einer Seite mehr als sonst gerundet war, und ein Hälschen, das mit einem ungeheuren Schal umwickelt war. Das war „Male“ (Amalia) Stryker, eine Schulgefährtin, die, wie Hansel schon gewußt hatte, durch den Rumpfs am Schulbesuch verhindert war. Wie so mancher große Held wollte er die berühmte Unvorsichtigkeit begehen, sein Geheimnis und damit sein Schicksal einer vom schwächeren Geschlecht anzuvertrauen, und was bedeutete die Möglichkeit einer Ansteckung im Vergleich zu diesem Vorhaben?

„Schon wieder hinter die Schule gegangen?“ sagte die junge Dame mit einem freundschaftlich mitfühlenden Lächeln, woran aber nur die eine Gesichtshälfte teilnahm.

„Hm! Tätz's auch, wenn du gewesen wärst, wo ich war,“ sagte er mit verschmitzter Geheimniskrämerei.

„Wo denn? Sag's doch!“ bat Male eifrig.

Und nun erzählte Hansel, die Spitzen der Zaunpfähle umklammernd, in atemloser Hast seine Geschichte. Aber nicht die ganze. Mit dem Instinkt des echten Künstlers verschwieg er, wie ihm die Öffnung der Höhle verraten worden war, sprach er gar nicht von dem Baum und erwähnte, was mit Bedauern festgestellt werden muß, des Zauberspruchs „Sesam öffne dich“ als wichtigen Mithelfers bei der kühnen Tat. Ebenso wenig nannte er den Namen des spanischen Pete. Er sollte sich späterhin glücklich preisen über diese Zurückhaltung.

„Komm um vier Uhr an die verbrannte Tanne beim Kreuzweg,“ schloß er, „dann zeig' ich dir alles.“

„Warum nicht jetzt gleich?“ fragte Male ungeduldig.

„Kann nicht. Könnte mich das Leben kosten! Muß gut aufpassen — also um vier Uhr am bewußten Ort!“

Mit einem ermutigenden Kopfnicken ließ er den Zaun los und trabte davon. Vorsichtig schlug er wieder die Richtung nach der Höhle ein, es war ja durchaus nicht sicher, daß die Räuber heute nicht mehr kommen würden, und in seiner geheimnißvollen Verabredung mit Male lag ein gut Teil Vorsicht verschleiert, die sehr wohl angebracht war! Als er nämlich jetzt, von den Farnwedeln verdeckt, in die Nähe der anstehenden Schicht kam, zeigte ihm der veränderte Winkel des Baumes, daß die Höhle abermals offenstand. Mit stockendem Atem blieb er regungslos stehen. Der Klang gedämpfter Stimmen drang aus dem Innern des Raums bis zu ihm, und mit einem Male trat eine Gestalt heraus. Hansel krallte sich in die Farnkräuter fest, um den furchtbaren Schrei zu ersticken, der ihm bei diesem Anblick beinahe entfahren wäre, denn die Gestalt war die seines eigenen Bruders!

Das schwammige, bösertige Gesicht, jetzt wie immer vom Branntwein gerötet, war nicht zu verkennen. Hansel hatte es nie anders gesehen, aber auch noch nie als das eines Diebs! Nach Luft schnappend, nahm er seine Zuflucht zu jener seltsamen Gleichgültigkeit, unter deren Maske uns Kinder so häufig ihre Gemütsbewegungen verbergen. Gelassen beobachtete er, wie die beiden Männer von heute früh hinter seinem Bruder heraustraten, diesem einen kleinen Sack aushändigten und ihm offenbar Anweisungen gaben, worauf sie in die Höhle zurückkehrten, indes Sam rasch von dannen ging. Hansel beobachtete sein Verschwinden, ohne sich zu rühren, denn wenn er ihm auch gefolgt wäre, er hätte es nicht ertragen können, dem mit solcher Schmach beladenen Bruder ins Gesicht zu sehen. Und dann stieg aus der dumpfen Verzweiflung ein knabenhaftes Verlangen nach Rache auf — die beiden waren es ja, die seinen Bruder zum Dieb gemacht hatten!

Er befand sich in nächster Nähe des Baums. Verstohlen kroch er auf Händen und Knien durchs Gestrüpp, erkletterte ebenso vorsichtig den Rand des Felsbrockens und sprang dann wie eine wilde Kaze auf den Baumstamm. Mit unglaublicher Geschäftigkeit hob er den Stein, der diesen im Gleichgewicht hielt, und als der Baum in Bewegung kam, wälzte er den Stein, einer blitzartigen Ein-

gebung gehorchend, an dessen andre Seite und fühlte, wie sich Wurzeln und Trümmer unter diesem erhöhten Gewicht rasch mit einem gewissen Krach über die Öffnung legten. Dann gab er Fersengeld. Er lief so schnell, daß er, ehe er sich's versah, eine Gestalt überholte, die sich umwandte, ihn ansah und dann im Wald verschwand. So hatte er heute zum zweiten und letzten Male den Bruder gesehen — er sollte ihm nicht wieder begegnen im Leben.

Aber der qualvollste, verzweifeltste Augenblick des Tages sollte seltsamerweise für ihn erst jetzt kommen. Er mußte ja unter der verbrannten Tanne der Male Stryker gegenübertreten — und er konnte sein Versprechen nicht halten, er mußte ihr sagen, daß er sie angelogen hatte! Das war jetzt der einzige Weg, seinen Bruder zu retten! Sein geringer Witz und ach — seine noch geringere Übung machten diese Aufgabe vollends zu einer verzweifelten. Sobald er das Mädchen wartend unter dem Baum erblickte, fing er denn an, Sprünge zu machen wie ein Befessener und eine Lustigkeit zu entfalten, die fast krankhaft war.

„Hereingefallen! Hereingefallen! An der Nase herumgeführt!“ rief er kreischend.

Das Mädchen sah ihn erstaunt an, und bald ging das Staunen in Verachtung, allmählich in Zorn über. Hansel wurde das Herz sehr schwer, weshalb er sich noch toller gebärdete.

„Wer ist hereingefallen?“ fragte sie.

„Du! Du hast all das Zeug geglaubt von Ali Baba! Du hast die Morgy Anna vorstellen wollen! Oho! Dich habe ich auch zum Schwänzen gebracht — von daheim!“

„Du abscheulicher, elender, kleiner Lügenbeutel!“

Hansel nahm seine Strafe in Demut hin, ja sie erleichterte ihm das Herz.

„Hätte von dir erwartet, daß du lachen würdest und nicht gleich wütend werden,“ bemerkte er ergebungsvoll.

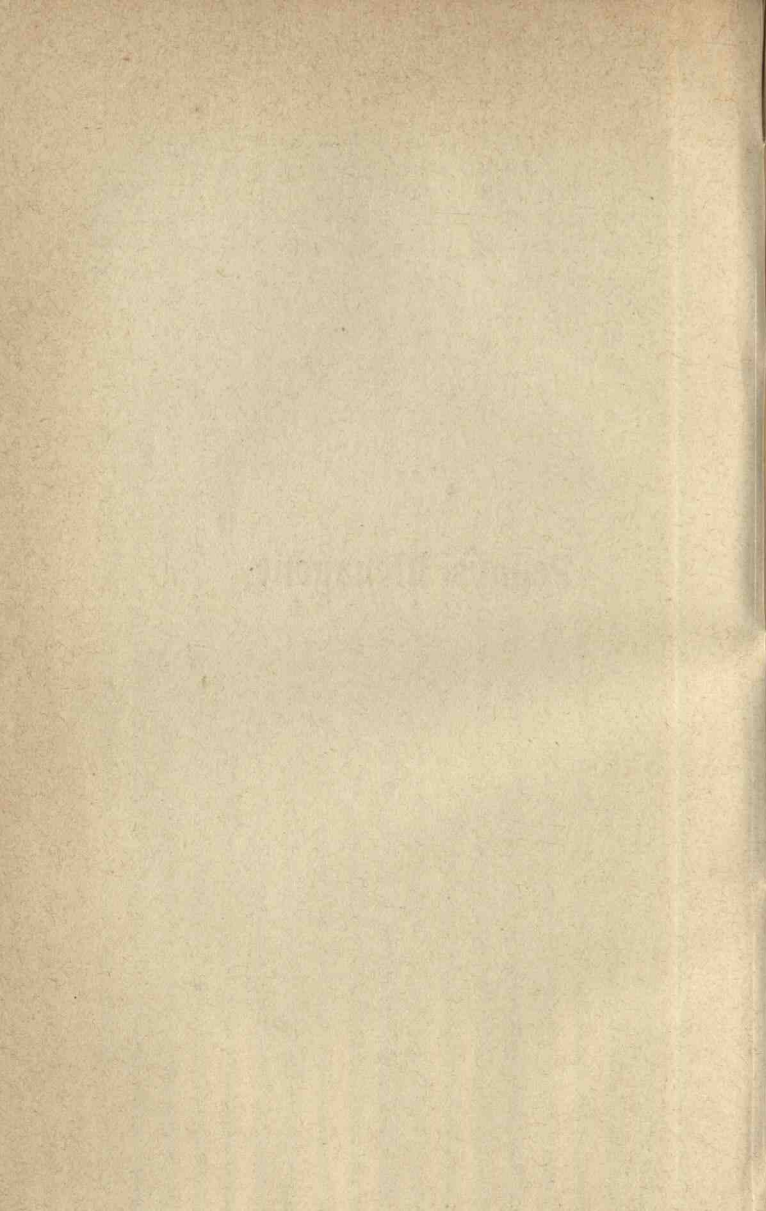
Mit Zornestränen in den Augen, kehrte ihm das Mädchen den Rücken zu und schlug den Weg nach Hause ein. Hansel folgte in gebührender Entfernung, und es mußte etwas unbewußt Rührendes in seiner Zerfnirschung liegen, denn noch ehe sie den Zaun erreichten, hatten sie wieder Frieden geschlossen.

Trotzdem war Hansel elend zu Mute, als er heimging. Zum Glück war der Vater nicht da, denn die „Sicherheitsgesellschaft“ hielt gerade eine Beratung über den jüngst geschehenen Schleusenraub, und obwohl dem Jungen diese Abwesenheit zu statten kam, um das Schulschwänzen zu verheimlichen, fühlte er sich noch beklemmender durch die Nachricht von der Sicherheitsgesellschaft und beschloß, seine Lippen fest versiegelt zu halten. Die ganze Nacht hindurch machte er sich seine Gedanken, wie lange die Räuber wohl brauchen würden, um sich aus der Höhle herauszugraben, und ob sie ihre Gefangenschaft wohl einem Feind oder einem Zufall zuschrieben. Mehrere Tage lang mied er den Ort, ja er zitterte immer davor, den spanischen Peter nächtlernerweile in seines Vaters Haus erscheinen zu sehen. Erst als vierzehn Tage um waren, fand er den Mut, die Stätte seines Abenteurers wieder zu besuchen. Der Baum befand sich in seiner normalen Lage, war aber unbeweglich, und ein großer Haufen von Steinen und frischen Erdschollen am Eingang der Höhle überzeugte ihn, daß die Räuber sich herausgearbeitet und das Loch zugeworfen haben mußten, weil sie es wohl als unsicher erkannt hatten. Sein Bruder ließ sich nicht mehr blicken, und die Bande schien sich zerstreut zu haben, sei es daß die Tätigkeit der Sicherheitsgesellschaft oder der Mangel eines geeigneten Trefforts ihnen die Gegend entleidet hatte, kurz man hörte nichts mehr von ihnen.

Die nächsten zehn Jahre brachten für Vater Starleigh einen günstigen Umschwung der Verhältnisse. Als Student in San José erhielt Hans Starleigh eines Morgens einen Brief von Amalie Stryker, dem ein Ausschnitt aus einem Zeitungsblatt beigelegt war. Er las darin das folgende: „Die Grubenarbeiter des neuen Stollens von Heavystone Ridge sind auf zwei Skelette unbekannter Männer gestoßen, die offenbar vor Jahren durch den Sturz eines großen Baumes quer über die Öffnung ihres damaligen Zufluchtsorts lebendig begraben worden sind. Da einiges Waschgold bei ihnen gefunden wurde, läßt sich annehmen, daß sie der Bande von Schleusenräubern angehört haben, die vor mehreren Jahren hier ihr Handwerk getrieben hat und von der Sicherheitsgesellschaft verfolgt wurde.“

Einige Tage lang war Hans Starleigh nachdenklich und in sich gekehrt; doch in seiner Antwort auf den Brief berührte er die Zeitungsnotiz mit keinem Wort. Er hatte sich vorgenommen, Fräulein Stryker erst dann ins Vertrauen zu ziehen, wenn sie einmal Frau Starleigh heißen würde.

Peggys Menagerie.



Peggys Hutbänder waren aufgegangen, desgleichen der Nestel ihres rechten Schuhs. Derlei Unfälle sind ja bei einem Landmädchen von zehn Jahren nichts Ungewöhnliches; hier aber war der Fall erschwert, weil Peggy keine Hand frei hatte, und die Natur ihrer Lasten, eine halbflügge Bergelster und ein neugeborenes graues Eichhörnchen, die sie unterwegs aufgelesen hatte, das Niederlegen zu einer sehr schwierigen Aufgabe machte. Beide Schätze zusammen in ihre Schürze zu wickeln, war ohne Lebensgefahr für den einen oder für den andern nicht möglich, sie niederzusetzen hieß sich der Gefahr ihres Entrinnens aussetzen.

„Gerade wie in dem greulichen Rätsel vom Fährmann, der einen Wolf und ein Schaf zusammen übersetzen soll,“ sagte sich Peggy, „obwohl ich mir nicht vorstellen kann, daß jemand so dumm sein sollte, einen Wolf über den Fluß setzen zu wollen.“

Da entdeckte sie Sam Bedell, einen sechs Fuß langen Tunnelarbeiter von der „Blauen Zementmine“, der eben des Weges kam. Diesen rief sie sofort an und bat ihn, ihr einen von den Gefangenen zu halten. Der Riese warf einen verächtlichen Blick auf die kleine mausartige Pelzkugel und erkor sich den Vogel.

„Halten Sie ihn an den Beinen, er beißt gräßlich!“ mahnte Peggy, da der Vogel Sam sofort mit der teuflischen Bosheit seiner Art anlockte.

Dann versenkte sie das Eichhörnchen, ohne viel Umstände zu machen, in ihre Rocktasche und widmete sich der Wiederherstellung ihres Anzugs. Der Arbeiter wartete geduldig, bis Peggy den Nankingsonnenhut um die frischen aber sommersprossigen Wangen festgebunden und ihr Schuhband energisch doppelt geknüpft hatte, wobei sie ein gelbes Unterröckchen und Strümpfe wie Pfefferminzstengel un-

befangen dem Zuschauer preisgab. Jetzt erst wagte er zu sprechen.

„Wieder die alte Geschichte, Peggy? Dachte mir, die ‚glückliche Familie‘ wäre dir entleidet, seit deine neue Cule so böß darunter aufgeräumt hat.“

Peggys Wangen färbten sich bei dieser unzarten Anspielung auf ihr Mißgeschick mit einer früheren Sammlung, die eines Abends spurlos verschwunden war, nachdem sie ihr in Gestalt einer ehrwürdig und friedfertig aussehenden Horneule ein neues Mitglied zugeführt hatte.

„Ich hätte die auch zähmen können,“ versetzte Peggy gekränkt, „wenn Ned Myers, der sie mir schenkte, sie nicht auf den Fang abgerichtet gehabt hätte, ohne mir ein Sterbenswörtchen davon zu sagen. Es war eine regelrechte Jagdeule!“

„Und was willst du mit dem Herrn Oberst da anfangen?“ fragte Sam, mit diesem ritterlichen Titel die junge Bergelster beehrend, die, ihre Klauen tief in Sams Finger vergrabend, wie ein boshafter Buckliger dahockte und sich gegen die Rückgabe an Peggy wehrte. „Der kann den andern auch die Hölle heiß machen! Sieht verdammt mißvergnügt aus für seine Jugend.“

„Das liegt so in ihrer Natur,“ erklärte Peggy rasch, „aber warten Sie nur, bis ich sie gezähmt habe! Wär’ sie bei den Ihrigen geblieben und aufgewachsen, so würde sie natürlich geradeso werden wie die. Sie ist ja ein Fleischer-vogel, Neuntöter heißt man sie, weil sie neun Vögel am Tag umbringen! Jawohl! Das ist gewiß wahr! An Dornen spießen sie die kleinen Vögelchen auf rings um ihr Nest her, wie in einem Fleischerladen, damit sie nur zuzugreifen brauchen, wenn sie hungrig sind. Ich hab’s selbst gesehen!“

„Und wie meinst du, daß du sie zahm kriegen wirst?“ fragte Sam.

„Ich werde gut gegen sie sein und sie liebhaben,“ sagte Peggy, dem Vogel mit unendlicher Zärtlichkeit den Kopf frauend.

„Das heißt also, du besorgst das Schlachten für sie?“ sagte Sam gefühllos.

Peggy schüttelte nur den Kopf — es lohnte nicht, eine solche Voraussetzung zu bestreiten.

„Ja, mit Zucker und Biskuit wirst du sie wohl nicht

aufziehen können wie einen Papagei," behauptete Sam hartnäckig.

"Man kann mit jedem Tier alles anfangen, wenn man sich nur nicht davor fürchtet und es lieb hat," entgegnete sie verschämt.

Tief unter Peggys Sonnenhut schauend, erblickte der ungeschlachte Mann in ihren Augen und dem ernstesten kleinen Mund etwas, was ihn an diese Worte glauben ließ. Aber jetzt wurde das ernsthafteste Gesichtchen mit einemmal bekümmert, während sich der Arm tief und tiefer in die Rocktasche versenkte und ihre Augen immer größer und runder wurden.

"Es ist . . . es ist . . . herausgekrabbelt!" stammelte sie in atemlosem Schrecken.

Der Riese sprang rasch zur Seite.

"Nur Ruhe!" sagte Peggy geistesabwesend.

Voll unendlicher Ernsthaftigkeit verfolgte sie mit ihren Fingern eine bis zum Saum des Rockes laufende Naht, schloß plötzlich unter dieser die Hand und zog, erleichtert aufatmend, das vermißte Tierchen hervor.

"Du bringst's fertig," sagte Sam in scheuer Bewunderung. "Kann schon sein, daß du den Oberst da auch zahm-kriegst. Deiner Gule habe ich nie was Gutes zugetraut, das Biest hat zu verteuftelt selbstherrlich dreingeguckt für einen anständigen Vogel. Jetzt mach, daß du heimkommst, eh' dir wieder was ausreißt."

Er tätschelte den Kopf des Sonnenhuts, zerrte ein wenig an dem kurzen braunen Zopf, der darunter hing und der jeden Minenarbeiter unwiderstehlich anzog, und sah ihr nach, wie sie hastig mit ihrer Beute davonlief. Das hatte er schon oft getan, denn dieses große, einfältige Herz der Blauen Zementmine war längst verloren an Peggy Baker, das Schmiedstöchterlein. Es waren zwar noch andre Mädchen im Haus, Peggys ältere Schwestern, die beim Tanz und bei Landpartieen unbestrittene Herzköniginnen waren, aber diese Peggy war den rauhen Männern so unentbehrlich wie die blaue Dohle, die sich vor ihnen ins Dunkel des Gehölzes schwang, wie das Eichhörnchen, das ihnen des Morgens, wenn sie zur Arbeit gingen, über den Weg huschte, oder der Specht, der bei ihrer Mittagsmahl-

zeit in den Tannen über ihren Häuptionern pochte. Sie war ein Stück der Natur, die alle jung erhielt. Daß sie die Schule schwänzte und die Mahlzeiten versäumte, fiel bei ihnen nicht ins Gewicht; sie hatte ihr Recht und Gesetz in sich gerade wie die Vögel und Eichhörnchen. Wo immer sie herumstrich, wurde sie von härtigen Lippen freudig begrüßt, und wo immer sie in Gefahr geriet oder nicht mehr weiter konnte, boten ihr sehnige Arme in blauen oder roten Hemdärmeln Hilfe.

Ihre seltsamen Neigungen entsprangen ihrer innersten Natur und waren durch die Umstände gefördert worden. Da man sie als Kind sehr viel sich selbst überlassen hatte, waren die Tiere ihre Gespielen geworden; ohne daß sie unter ihnen genaue Auswahl getroffen oder gefragt hätte, welche sich dafür eigneten, verkehrte sie mit allen, dabei eine Furchtlosigkeit an den Tag legend, die das Ergebnis eigener Beobachtung war und weder durch Erziehung noch die Zaghaftigkeit anderer Kinder beeinträchtigt wurde. Sie hatte keine abergläubischen Vorstellungen vom Gift der Kröten oder Spinnen, niemand hatte ihr beigebracht, daß Ohrwürmer das Trommelfell durchbohrten. Dagegen hatte sie eigene Erfahrungen und Entdeckungen gemacht, die sie nach Kinderart als heiliges Geheimnis für sich behielt, darunter sogar Erfahrungen mit der Klapperschlange, wozu sie freilich durch ungeschickte Warnungen der Erwachsenen angeregt worden war. Man hatte sie ermahnt, ihr Brot und ihre Milch nicht in den Wald mitzunehmen, und ihr die rührende Geschichte von dem Kind erzählt, bei dem sich täglich eine Schlange zu Gast geladen hatte, und das man schließlich fand, wie es der Schlange auf den Kopf schlug, weil diese mehr als ihren Teil haben wollen und nicht „Löffel denommt wie mich“. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese unvorsichtige Vorsicht Peggys Abenteuerlust nur anfeuerte, statt sie zu dämpfen. Auch sie trug jetzt ein Schüsselchen Milch zum Schlupfwinkel einer Klapperschlange ganz in der Nähe des Hauses, erhob aber keinen Anspruch auf ihre Hälfte, sondern überließ dem Reptil großmütig das Ganze. Nachdem sie drei oder vier Tage diese Mildtätigkeit geübt hatte, durfte sie eines Morgens erleben, daß die Schlange, ein ältliches Tier mit einem ganzen

Duzend „Klappern“, sie getreulich nach Hause begleiten wollte. Sie erschraf darüber, nicht weil sie für sich oder für die Ihrigen eine Gefahr darin erblickt hätte, sondern weil sie für das Leben der dankbaren Freundin zitterte, die dem Hammer des Schmieds nicht nahe kommen durfte, und lockte sie auf einem Umweg wieder vom Haus weg. Dabei fiel ihr ein altes Kunststückchen ein, von dem ihr einmal ein Kohlenbrenner erzählt hatte, und sie brach ein Zweigchen von einer weißen Esche und legte es quer über den Pfad der Schlange. Das Tier hielt sofort inne und blieb regungslos vor der leichten Schranke liegen. Diesen Versuch wiederholte sie bei andern Gelegenheiten, bis die Schlange den Befehl zurückzubleiben vollständig verstand. Auch darüber sprach sie mit niemand, aber einer von den Tunnelarbeitern wurde eines Tages Zeuge ihrer Erziehungsversuche, und von da an war Peggys Ruf gemacht!

Fast die ganze Belegschaft der Blauen Zementmine wurde von nun an zu eifrigen Sammlern für Peggys sogenannte Menagerie, und zwei von den schwarzen Gefellen errichteten ihr, keine halbe Meile von des Vaters Schmiedewerkstatt entfernt und diesem doch unbekannt, eine Bretterhütte für die Aufnahme der verschiedenartigsten Tiergattungen. Lange Zeit blieb das Vorhandensein dieser Menagerie ein Geheimnis zwischen ihr und ihren wackern Freunden. Die Eltern, die Peggys seltsamen Neigungen nur durch Einführung kleinerer Tiere wie Eidechsen, Kröten, Taranteln in den Haushalt — gewöhnlich entliefen diese ihren Blechbüchsen oder Kästchen, um in den Pantoffeln der Familie Unterschlupf zu suchen! — auf die Spur kamen, zeigten sich den zoologischen Studien der Tochter wenig geneigt. Die Mutter fand, daß Peggys Waldspaziergänge einen ganz außerordentlichen Verbrauch an Kleidern mit sich brachten, und eine von einem jungen Fuchs zerfetzte Schürze, sowie ein Strohhut, der von einer Bergzicke zur Hälfte aufgefressen war, wollten ihr nicht als naturgemäße Ereignisse auf dem täglichen Weg zur Schule einleuchten. Die Schwestern fanden ihre Neigungen „gemein“ und Peggys vertraulichen Verkehr mit den Grubenarbeitern unvereinbar mit der Würde der Familie. Aber Peggy ging zur Schule und zeichnete sich sogar in den Elementarklassen aus, ja

verblüffte die Lehrer durch ihre Kenntnisse in der Naturgeschichte, und da sie in andern Dingen ein lenksames Kind war, so ließ man ihr schon einigen Spielraum. Peggy erhielt sich ihren Glauben unerschüttert; ihr kleines Dogma, daß man sich vor Gottes Geschöpfen nicht fürchten müsse, sondern sie recht „lieb haben“, hielt sie aufrecht unter Strafe und Tadel, trug sie hinweg über zerrissene Kleider und, wie leider anzunehmen ist, auch über manchen Kratz und Biß ihrer Lieblinge!

Die von niemand geahnte Nachbarschaft der Menagerie mit dem Haus hatte auch ihre Schattenseiten und hätte dem Kind einmal beinahe großes Leid verursacht. Ein junger Wolf nämlich, den Jack Rider eigens für sie mit Mühe und beträchtlichen Kosten von der oberen Sierra im Norden gebracht hatte, entkam unglücklicherweise aus der Menagerie, als Peggy gerade auf dem besten Wege war, ihn zu zähmen. Er hatte indes durch ihren Umgang schon so viel Geschmac an der Zivilisation gewonnen, daß er in seiner Flucht innehielt, um sich die Schmiedewerkstatt neugierig zu betrachten. Ein Schrei des Schmieds und ein Hammer, der saufend durch die Luft flog, trieben ihn indes schleunigst in die Flucht, wobei ihm der Schmied und sein Geselle nachsetzten. Mit seinen langen, geschmeidigen Säßen ließ er die Verfolger aber bald hinter sich, und es blieb ihnen nichts übrig, als an ihr Schmiedefeuere zurückzukehren und dort ihre Vermutungen aufzustellen. Vater Baker hatte den Fremdling in ihm erkannt, und als nachdenklicher Mann stellte er eine verblüffende Theorie über des Wölfchens Anwesenheit unter diesem Breitengrad auf. Diese vertraute er abends dem Herausgeber des Lokalblattes an, dessen nächste Nummer die folgende Notiz brachte: „Unsre Vorherfage eines sehr strengen Winters in den Bergen, der im Frühling Hochwasser für die Täler zur Folge haben werde, hat eine überraschende Bestätigung erhalten! In der Nähe der Blauen Zementmine sind nämlich Bergwölfe gesehen worden, und unser geschätzter Mitbürger, Herr Ephraim Baker, stieß gestern auf einen halbverhungerten jungen Wolf, der, Futter suchend, sein Gehöft umschlich. Herr Baker nimmt an, daß sich die Mutter, durch die Unbill der Witterung ins Tal getrieben, in unmittelbarer Nähe befunden habe.“

Nur die Verzweiflung der einzig verantwortlichen Mutter des jungen Wolfs — Peggy — und die Rücksicht auf sie vermochte Jack Rider von öffentlicher Widerlegung dieses Unsinns abzustehen, aber wochenlang ergötzten sich die Bergleute, die alle in das Geheimnis eingeweiht waren, beim nächtlichen Lagerfeuer.

Zum Glück für Peggy mußte der Liebling unter ihren teuren Schützlingen nicht vor der Welt verborgen werden, denn diese Ausnahme war ein Indianerhund! Auch er war ein Geschenk und war mit „großen Schwierigkeiten“ aus einem Indianerlager an der Grenze des Staates Oregon durch einen „Packer“ für sie beschafft worden. Die „großen Schwierigkeiten“ hatten darin bestanden, daß Peggys Freund den Hund mit einiger Gefahr für seinen Skalp gestohlen hatte. Er war allen Anzeichen nach ein Hundebastard ohne bestimmbare Rasse und äußere Vorzüge, aber von höchst originellem Charakter. Der Hund war unbedingt gänzlich unzivilisiert, ob das aber auf Vererbung oder auf Entartung beruhte, wußte niemand zu sagen. Er weigerte sich rundweg, ein Haus zu betreten oder in eine Hundehütte zu liegen, er fraß nicht, wenn man ihm zusah, verschlang aber im Dickicht gierig die größten Portionen. Er war so dürr wie ein Landstreicher und sein fleckiges, gesprenkeltes Fell schien die Lumpen eines Bettlers mit Geschick vorspiegeln zu wollen. Er war ein ebenso unermüdlicher Läufer wie der Präriewolf, hatte aber weder dessen schleppenden Gang noch seine Wildheit. Die Zähne, die das stärkste Seil, den härtesten Lasso durchbissen, fletschte er nie im Zorn. Er war unterwürfig, ohne liebenswürdig oder gehorsam zu sein, sanftmütig, aber nicht zärtlich.

Doch beinahe unmerklich fing er an, sich Peggys Güte und Zuversicht zu beugen. Nach und nach schien er in ihr das einzige Wesen zu erkennen, dem in dieser ungeheuren Gesellschaft vollständig bekleideter Bleichgesichter zu trauen war. Er gestattete ihr mit einem Male, ihn nach und von der Schule halb zu führen, halb zu schleppen, obwohl er bei jeder Annäherung eines Fremden entweder den Strick durchbiß oder sich in wahnsinniger Angst in Peggys Unterröcke vergrub. Selbst für ihren Gleichmut war es keine Kleinigkeit, dem Gelächter die Stirn zu bieten,

das sein Erscheinen auf der Straße erregte, und besonders seine Gewohnheit, den Schwanz in so spitzem Winkel zwischen die Beine zu klemmen, daß er, wie Sam Bedell versicherte, bei einem Fehltritt „einen Purzelbaum nach hinten schlagen“ mußte.

Aber Peggy ertrug auch dieses, wie sie die Gefahren der „Hauptstraße“ der Niederlassung auf sich nahm, wo sie das von Verzweiflung und Schwindel erfaßte Geschöpf oft mit eigener Lebensgefahr unter Wagenrädern oder Rosseshufen hervorziehen mußte. Diese Scheu und Angst ließen indes nach, oder wurde vielmehr schließlich dadurch überwunden, daß Peggy ihn vollständig und ausschließlich in Anspruch nahm. Das einzige, was seine beschränkten Fähigkeiten und sein unvollkommenes Erkenntnisvermögen überhaupt in Tätigkeit setzte, war sie. Mit seiner außerordentlich feinen Witterung fand er ihre Spur, so weit entfernt sie auch selbst sein mochte. Ihre verschlungensten Pfade, jede Abweichung vom Schulweg, auch ihre Streifzüge in größere Entfernung wurden ihm auf geheimnisvolle Weise kund, und es schien, als ob all seine Sinne in dieser einen Fähigkeit aufgingen. Wie überraschend oder unvertraut auch ihre Pfade sein mochten, „Lo, der arme Indianer“, wie die Bergleute ihn wohl mit Anspielung auf sein kulturfremdes Gemüt getauft hatten, war immer pünktlich und schweigsam zur Stelle.

Dieser eigentümlichen Fähigkeit sollte Peggy eines der seltsamsten Erlebnisse verdanken. An einem Sonnabend nachmittag kam sie auf einem Fußweg durch den Wald von einer Besorgung im Dorf zurück, als zu ihrer Bestürzung Lo plötzlich vor ihr stand. Aus den schon angeführten Gründen hatte sie es aufgegeben, ihn diesem geschäftlichen Zentrum der Zivilisation nahe zu bringen, und ihn gelehrt, in solchen Stunden als Wache am Zaun ihrer Menagerie auszuharren. Die Fahnenflüchtigkeit und der Ungehorsam, den er sich heute zu schulden kommen ließ, zogen ihm eine strenge, mit aufgehobenem Zeigefinger vorgetragene Strafpredigt zu, die den Hund aber, wie Peggy mit Schmerz wahrnahm, weit weniger berührte als irgend eine andre, ihr unbekannte Ursache der Aufregung. Statt ihr auf den Fersen zu folgen, wie es sonst sein Brauch war, rannte er voran und

bellte sogar, was bei ihm eine Seltenheit war. Mit einem Male glaubte sie, in einem Duzend Männer, die mit Gewehren bewaffnet zwischen den Bäumen aufstauten, den Grund seines seltsamen Benehmens entdeckt zu haben. Anfangs dachte sie, es seien Fremde, aber bald erkannte sie einen von ihnen als den stellvertretenden Sheriff der Ansiedlung. Dieser bemerkte sie auch und kam, nachdem er mit den andern ein paar Worte gewechselt hatte, auf sie zu.

„Du solltest mitsamt deinem Hund rasch nach Hause gehen, und zwar auf der Landstraße, nicht durch den Wald — es könnte dir hier etwas zustoßen, Kind!“ sagte er halb scherzhaft, halb ernstlich warnend.

Peggy sah furchtlos zu den Männern und ihren Gewehren auf.

„Sieht aus wie eine Jagdgesellschaft,“ bemerkte sie neugierig.

„Jawohl, wir sind auf der Jagd.“

„Auf was für ein Wild jagt Ihr denn?“

Der Führer wechselte einen raschen Blick mit seiner Mannschaft.

„Auf einen Bären!“ gab er zur Antwort.

„Einen Bären!“ wiederholte Peggy mit der Zornesaufwallung, die eine greifbare Unwahrheit allzeit bei ihr hervorrief. „Gibt ja zehn Meilen im Umkreis keine Bären, wenn Ihr's nicht selbst seid! So etwas!“

„Zerbrich dir nicht den Kopf darüber, kleines Fräulein!“ sagte der Vizesheriff lachend. „Nach nur, daß du heimkommst!“

Er legte die Hand sanft auf ihren Kopf, drehte ihr den Sonnenhut nach der nahen Landstraße, zupfte sie zum Abschied wie üblich freundschaftlich an dem braunen Zopf und ermahnte noch einmal: „Geh geradeswegs nach Hause, Kind!“ Dann wandte er sich ab, wobei Lo zum ersten Male in seinem Leben zornig knurrte.

„Geschähe Euch ganz recht, wenn ich meinen Hund auf Euch heßen täte,“ erklärte Peggy, großmütig Gnade für Recht ergehen lassend.

Aber Gewalt überzeugt nicht, diese Wahrheit erfuhr Peggy an sich und auch an Lo. Sie stapfte eine Zeitlang

ihrer Weges, doch Lo zeigte deutlich, daß er nicht damit einverstanden war. Nach ein paar Minuten kamen auch Peggy Zweifel und sie sah zurück. Die Männer hatten sich unter den Bäumen zerstreut und waren im Wald verschwunden. Es gab mehr als einen Nichtweg darin, und Peggy kannte sie alle.

Jetzt ereignete sich etwas höchst Beunruhigendes. Ein merkwürdiges braun und weiß gestreiftes Eichhörnchen huschte an ihr vorbei und fuhr an einem Baum hinauf. Peggys runde Augen wurden noch runder — im ganzen Gebiet der Blauen Zementmine gab es nur ein Eichhörnchen dieser Art, und das war in ihrer Menagerie! Während sie scharf hinsah, war es schon verschwunden. Peggy sah sich spähend rings um und lief dann auf die Straße zurück in der Richtung nach der Menagerie, während Lo vor ihr her sprang. Jetzt harpte ihrer eine neue Überraschung. Kurze Flügel raschelten im Unterholz, ein Sonnenstrahl fiel auf die regenbogenfarbige Kehle einer Brautente, die sich rasch aus Peggys Gesichtskreis schwang. Bei diesem einzigen Blick aber hatte sie eine ihrer jüngsten und kostbarsten Erwerbungen erkannt — jetzt war kein Irrtum mehr möglich!

Mit einem verzweifelten Aufschrei: „Die Menagerie ist ausgebrochen!“ rannte Peggy der Unglücksstätte zu. Sie kümmerte sich nicht mehr um das Geheiß der Männer, denen sie auch auf dem Pfad, den sie jetzt einschlug, außer Sicht kam, und die zwar in derselben Richtung vorrückten, aber so langsam und vorsichtig, daß Peggy und der Hund rasch einen bedeutenden Vorsprung gewannen. Jedenfalls konnte sie vor ihnen dort sein, und ehe man sie vertreiben würde, in Sicherheit bringen, was von ihren Schätzen noch übrig sein mochte. Allerdings mußte sie noch einen Bogen machen, um die väterliche Werkstatt zu umgehen, dann aber wurde sie der Pfähle ansichtig, zwischen denen vier Fuß hohe Wände einen Raum von etwa zwölf Quadratfuß inmitten eines Manganitadichtes umschlossen. Sie sah aber auch zerbrochene Bottiche, Federn, Käfige und Kistchen herumliegen, und in allem Schmerz und Groll bückte sie sich noch nach einer Eidechse mit rubinroter Kehle, auch einem früheren Bewohner, die auf dem Weg lag und sich bei der Annähe-

zung ihrer Hand steif machte wie ein Stein. Im nächsten Augenblick stand sie vor den unbedachten Bretterwänden und blieb wie angewurzelt, versteinert gleich der Eidechse, stehen, denn aus der friedlichen Ruine, die bisher wilde und ungezähmte Geschöpfe des Himmels und der Erde beherbergt hatte, blickte ihr ein Typus der Wildheit und Barbarei entgegen, den das Kind bis jetzt noch nicht kennen gelernt hatte, nämlich Haupt und Schultern eines gehezten, verzweifelten Menschen!

Er war barhäuptig; sein Haar klebte von Schweiß durchnäßt an der Stirne, sein Gesicht war unrasirt, und schwarze Bartstoppeln hoben sich von der Haut ab, die leichenbleich war, wo nicht Dornen blutige Spuren hinterlassen hatten; zwei feuerrote Flecken auf den Backenknochen sahen fast wie aufgemalt aus. Die Augen funkelten wie bei einem Zrrsinnigen, er atmete kurz und heftig und zeigte immerzu die blanken Zähne, seine Bewegungen waren zuckend und krampfhaft, genau wie Peggy sie an gefangenen Tieren kannte. Er machte aber keinen Versuch zu fliehen, und erst als er mit großer Anstrengung und schmerzlichem Stöhnen den Oberkörper über die Umzäunung hob, gewahrte sie, daß sein linkes Bein hilflos herabhing, und daß dunkelrotes Blut unter dem Taschentuch und der Krawatte, womit er's verbunden hatte, hervorsickerte. Zuerst starrte er Peggy leeren Blickes an, dann spähte er hinter ihr in den Wald.

Dem Kind flößte dieser Anblick mehr Interesse als Furcht ein; Neugier war zunächst ihr oberstes Gefühl. Sie hatte die Lage der Dinge auf den ersten Blick erfaßt — dort die Jäger, hier das gehezte Wild. Plötzlich schreckte der Mann zusammen und streckte die Hand nach seiner Flinte aus, die er, wie es schien, beim Hineinklettern außen an die Umzäunung gelehnt hatte. Offenbar hatte er eine Gestalt entdeckt, die in Peggys Rücken aus dem Dickicht aufgetaucht war, aber er vermochte die Waffe nicht zu erreichen.

„Gib mir das Gewehr!“ herrschte er das Mädchen an. Aber Peggy rührte sich nicht. Der Mann in ihrem Rücken war jetzt arglos in die Richtung getreten und hätte auf diese Entfernung ein bequemes Ziel geboten.

Der Gefangene stieß einen fürchterlichen Fluch aus

und sah das Kind drohend an, aber diesen Blick hatte Peggy auch schon bei Tieren gesehen, die sie gefangen hatte.

„Wenn Sie schießen, wird der Schuß die andern herbeilocken,“ war alles, was sie mit tiefem Ernst entgegnete.

„Die andern?“ fragte er.

„Ja! Ein Duzend Männer, alle mit Gewehren wie das Ihrige,“ sagte Peggy. „Legen Sie sich nieder, daß man Sie nicht sieht. Rühren Sie sich ja nicht und warten Sie's ab.“

Der Mann versank hinter der Bretterwand. Peggy aber lief leichtfüßig dem unvorsichtigen Späher, wohl dem Führer der Rotte, entgegen, versäumte aber nicht, von einer weißen Esche ein dünnes Zweiglein abzubrechen. Sie erfuhr nie, daß der Verwundete in diesem kurzen Zwischenraum mit höchster Anstrengung seine Waffe gefaßt hatte und einen Augenblick lang ihre todbringende Mündung auf Peggy gerichtet hielt. Ohne Bangen lief sie weiter, bis es ihr gelungen war, die Aufmerksamkeit des Vorpostens zu erregen, dann blieb sie, ihre Zaubergerte schwingend, stehen. Der Mann machte auch Halt, beriet sich mit einem hinter ihm Stehenden, in dem Peggy bald den Stellvertreter des Sheriffs erkannte. Aus dem Schatten der Bäume tretend, ging er geradeswegs auf sie zu und rief ihr in scharfem Ton entgegen: „Ich habe dir doch gesagt, daß du heimgehen sollst! Mach schnell, daß du fortkommst!“

„Besser wär's, Ihr würdet machen, daß Ihr fortkommt,“ rief Peggy, ihren Eschenzweig schwingend, „und zwar so schnell als möglich!“

Der junge Mann blieb, den Zweig gewahrend, stehen.

„Was ist denn los?“

„Klapperschlangen.“

„Wo?“

„Überall rundum — ein ganzes Nest! Ihr müßt dort herumgehen!“

Sie deutete nach der rechten Seite und begann abermals das Unterholz mit ihrer Zauberrute zu peitschen. Die Männer hatten mittlerweile beratend die Köpfe zusammengesteckt. Offenbar war die Geschichte von Peggys Einfluß auf Klapperschlangen überall herumgetragen und wie üblich noch stark übertrieben worden. Nach einer Weile schlug sich

der ganze Trupp, die nicht beachtete Menagerie in großem Bogen umgehend, nach rechts und verlor sich bald in der Ferne. Jetzt lief Peggy zu dem Gefangenen zurück. Die wilde Glut und Verzweiflung in seinem Blick waren gewichen, dagegen lag tiefe Erregung darin, und die Augen waren ganz verglast vor Schwäche.

„Kannst du — mir — Wasser — geben?“ flüsterte er mit heiserer Stimme.

Man hatte die Menagerie wohlweislich in der Nähe einer Quelle angelegt. Peggy holte denn in einem Eimer Wasser, wobei sich ein Seufzer ihrer Brust entrang — ihr nun für immer verlorener „Neuntöter“ hatte zuletzt daraus getrunken!

Das Wasser schien den Mann zu beleben.

„Die Klapperschlangen haben die Memmen vertrieben,“ sagte er mit einem Versuch zu lächeln. „Waren's ihrer viele?“

„Nicht eine einzige,“ versetzte Peggy ein wenig gereizt, „außer Ihnen — einer zweibeinigen.“

Der Schurke grinste vor Vergnügen über diesen schmeichelhaften Vergleich.

„Einbeinig, meinst du,“ sagte er, auf sein hilfloses Glied deutend.

Peggys Herz wurde etwas weicher.

„Was wollen Sie jetzt beginnen?“ fragte sie. „Hier können Sie nämlich nicht bleiben — die Hütte gehört mir.“

Sie war großmütig, aber doch auch praktisch.

„Und das Zeug, das ich hinausgeworfen habe, hat auch dir gehört?“

„Ja.“

„Das war greulich von mir!“

Peggys Herz war erweicht.

„Können Sie gehen?“

„Nein.“

„Aber kriechen?“

„Nicht so weit wie eine Klapperschlange.“

„Aber doch bis zu der Lichtung dort?“

„Ja.“

„Dort ist ein Pferd angepflocht. Das kann ich für Sie losbinden.“

„Du bist ein Kind des Lichts,“ sagte er ernsthaft.

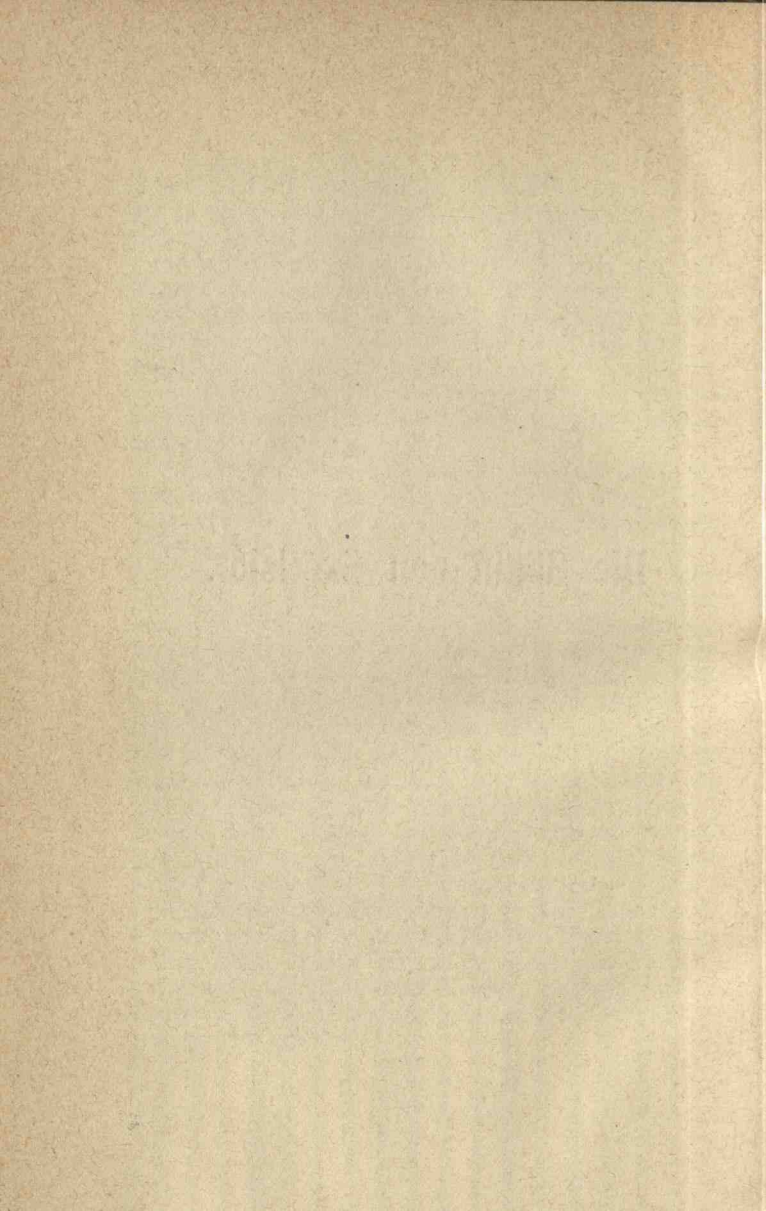
Peggy lief nach der Lichtung. Das Pferd gehörte Sam Bedell, sie hatte aber die Erlaubnis, es zu reiten, so oft sie wollte, und das schloß ihrer Meinung nach ein Verfügungsrecht im allgemeinen ein. So führte sie denn den Gaul in die Nähe der Menagerie, und zwar mit weisem Bedacht an einen Baumstumpf. Das kostete immerhin einige Zeit, und als sie hinkam, fand sie den Flüchtling schon ihrer wartend. Er sah sehr elend und blaß aus, lächelste sie aber freundlich an.

„Wenn Sie am Ziel sind, brauchen Sie ihn nur laufen zu lassen; er findet den Weg schon selber zurück. Ich muß jetzt gehen,“ sagte Peggy.

Ohne den Mann noch einmal anzusehen, kehrte sie zu dem Brettergerüste der Menagerie zurück. Dort blieb sie stehen, bis sie auf der Landstraße aus einer Richtung Hufschlag verhallen hörte, die derjenigen, die die Verfolger eingeschlagen, entgegengesetzt war, und somit wußte, daß der Flüchtling entkommen war. Dann zog sie die betäubte, immer noch regungslose Eidechse aus der Tasche und machte sich daran, die zerbrochenen Käfige, Bottiche und kleinen Gefäße wieder zwischen die leeren Bretterwände zu stellen.

Aber Peggy erneuerte ihre Sammlung nicht mehr und richtete keine neue Menagerie ein. Man sagte, ihr Spielzeug sei ihr entleidet, und sie sei auch wirklich zu alt dafür geworden. Vielleicht war dem so, aber sie wurde nie so alt, daß sie die Geschichte des letzten wilden Tieres, das sie durch Güte gezähmt hatte, irgend jemand anvertraut hätte. Auch war sie nicht ganz sicher, ob die Zähmung wirklich gelungen sei, bis sie nach ein paar Jahren am Eröffnungstag einer Mädchenschule in San José auf einen der würdigsten Herren des Aufsichtsrats aufmerksam gemacht wurde. Man erzählte ihr, er sei früher ein Spieler gewesen, habe im Streit einen Menschen erschlagen und wäre einmal um ein Haar von der Sicherheitsgesellschaft gefangen und gehängt worden.

Die Göttin von Excelsior.



Als die zwei voneinander unabhängigen Minengesellschaften, die am Ufer des Sycamore ihr Lager aufgeschlagen hatten, beide am nämlichen Tag die große „Excelsior-Ader“ entdeckt hatten, versammelten sie sich des Abends in jener ernsthaften, beinahe verängstigten Haltung, die in damaliger Zeit den erfolgreichen Schürfer zu kennzeichnen pflegte, um ein gemeinsames Lagerfeuer. Vielleicht konnte man die Bezeichnung „Schürfer“ kaum anwenden auf Männer, die geduldig und frohgemut über drei Jahre lang auf ein und demselben Fleck gearbeitet hatten, um dem Boden täglich einen kümmerlichen Ertrag abzugewinnen, der kaum für die Notdurft des Lebens ausreichte. Darin lag es wohl teilweise begründet, daß nun, da sie sich weit über ihre kühnsten Hoffnungen für diese Ausdauer belohnt sahen, Ehrgeiz und Entschlossenheit von besonderer persönlicher Färbung neben der den Minengräber gemeinsamen Ernsthaftigkeit hervortraten. Im Gegensatz zu den meisten erfolgreichen Schürfern dachten sie gar nicht daran, ihren Fund in klingende Münze umzusetzen, und diese anderswo auszugeben, wie es allgemein üblich war, sie faßten im Gegenteil in dieser Nacht den Entschluß, mit ihrem Claim zu stehen oder zu fallen, alle Hilfsquellen der Ortlichkeit zu erschließen, eine Stadt zu gründen und ihre ganze Kraft für deren Gedeihen und Wohlfahrt einzusetzen.

Mancherlei Umstände waren dem originellen Entschluß günstig: die Umgebung des Goldlagers war fruchtbar, gesund, malerisch; der Sycamorefluß, ein ansehnlicher Nebenfluß des Sacramento, lieferte zu allen Jahreszeiten reichlich Wasser, und an seinen Ufern wechselten stattliche Waldungen mit wellenförmigem Wiesenland; die Entfernung von der Poststraße, die jetzt neun Meilen betrug, konnte durch eine Fahrstraße über ebenes Gelände leicht bedeutend

gefürzt werden, und so waren in der That alle Vorbedingungen für eine gedeihliche Ansiedlung gegeben. Kein Wunder daher, daß die Jüngeren unter den zwanzig Mitgliedern dieser Bruderschaft in den allerkühnsten Erwartungen schwelgten. Zu dem Gasthof, der Bank, dem Post- und Expresamt und dem Gerichtsgebäude, die schon in den Plan eingezeichnet waren, fügte man auf der Stelle ein Theater, einen Stadtpark und eine Terrasse am Flußufer hinzu! Erst als Clinton Gray, ein intelligentes, aber sehr jugendliches Mitglied, mit dem Plan herausrückte, von einer zentralen „Biazza“ mit dem Gerichtshaus strahlenförmig fünf je achtzig Fuß breite Avenuen ausgehen zu lassen, und dafür geltend machte, daß diese im Notfall vom Gerichtsgebäude aus durch Artillerie bestrichen werden könnten, fühlte man sich veranlaßt, die ausschweifenden Zukunftspantasiereisen einigermaßen zu beschneiden.

Trotzdem die Entschlossenheit keineswegs nachließ, wurde in den ersten sechs Monaten nichts ausgeführt als die Fahrstraße und die Beschaffung von Maschinen für die Hebung und Ausbeutung der Ader. Die Eigenart des Plans schloß alle ungenügend vorbereiteten Experimente aus; die ganze Ansiedlung sollte fix und fertig aus dem Boden springen, so daß der erste Postwagen in einer vollständigen Stadt anlangen würde.

„Wir wollen uns nicht in schmutzigen Hemdärmeln, die Hosen in den Stiefeln und die Angströhre auf dem Kopf sehen lassen,“ erklärte ein gleichnißfroher Redner.

Nichtsdestoweniger mußte endlich wohl oder übel mit dem Gasthof der Anfang gemacht werden, und zwar zum Zweck eigenen Unternehmens, später sollten dann Privathäuser gebaut werden, deren Baustellen verlost wurden. Das Hotel, für die Örtlichkeit und damalige Zeit wirklich ein hervorragender Bau, wurde von den Grubenarbeitern und gelegentlich vorbei kommenden Fuhrleuten wie ein Wunder angestaunt. Er wurde mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet und eingerichtet, und die dafür nötigen Einkäufe brachten ein Geschmeiß mit sich, das eigentümliche Wirkungen auf die Phantasie der Mitglieder hatte.

Washington Trigg, der aus dem Westen stammte und den Architekten wie den Werkmeister aus San Francisco

beigebracht hatte, kehrte in höchst aufgeregtem Zustand von einer Reise dorthin zurück. Er hatte nämlich in der Kunstausstellung dieser Stadt eine kleine Reproduktion einer berühmten Statue der „California“ gesehen und, ohne die Genossen darüber zu hören, einen größeren Abguß des Werks für die neue Ansiedlung bestellt. Zur Rechtfertigung seines etwas überstürzten eigenmächtigen Handelns machte er eine überschwengliche Beschreibung des Kunstwerks, die auch auf den Besonnensten einen gewissen Eindruck nicht verfehlte.

„'s ist die Figur eines bildhübschen Mädels in so einem Geisterkleid, wie's die Sorte immer trägt, und in der ausgestreckten Hand hält sie eine Wunschelrute, um Gold zu finden, in der andern, die sie nach hinten im Kleid versteckt, einen Dornzweig. Das soll heißen — kapiert ihr's nicht? — daß so verdammte Neunundvierziger wie wir oder auch gewöhnliche Grünlinge die Schwierigkeiten, die man überwinden muß, bis man sein Ziel erreicht, nicht sehen dürfen. Verflucht gescheiter Einfalt, nicht? Ich hab' sie lebensgroß — also so groß, wie solch ein Madel ungefähr ist — bestellt,“ erklärte er etwas unsicher, „und wenn sie auf einem Gestell in der Halle des Hotels steht, wird das riesig fein und einladend aussehen.“

Auf einige ängstliche Fragen über die Kleidung des „Mädels“, die hoffentlich die Sittsamkeit weiblicher Hotelgäste nicht verletzen werde, versicherte Trigg zuversichtlich: „Ach, damit hat's keine Gefahr! Sie hat die regelrechte Uniform von Göttinnen oder Engeln an — sieht ja immer so aus, als ob sie ein Betttuch oder eine Wolke um den Leib geschlungen hätten, eh' sie unters Volk gehen, und da es doch sozusagen eine Allegorie ist, ist's ganz etwas andres, als ob du oder ich im Wasser herumplantschten. Da sie zudem von Bronze ist . . .“

„Wird sie aussehen wie ein Indianersquaw oder wie so ein verdammter Chinese, hm?“ fiel ihm ein Krittler ins Wort.

„Und wenn sie von Erz ist, wird sie eine Tonne schwer sein! Wie sollen wir sie herschaffen?“ wandte ein anderer ein.

Aber in diesem Punkt war Trigg seiner Sache sicher. „Deshalb hab' ich sie ja in Hohlguß bestellt,“ verkündete

er triumphierend, „und, wenn nötig, in zwei Teilen. Jedes Kind kann die dann zusammenschrauben.“

Man sah daher, als das Hotel nun fertig und von den Mitgliedern der „Vereinigten Excelsiorgesellschaften“ bewohnt war, mit großen Erwartungen der Ankunft der Göttin entgegen. Sie reiste von New York über San Francisco, wobei die Verladung zu Wasser die erste Verzögerung veranlaßte, die zweite entstand dann in Sacramento. Endlich aber erreichte die Sendung die junge Stadt; sie kam auf der neuen Fahrstraße und war unter den ersten Frachtstücken, die von der nagelneuen Expresßgesellschaft in das nagelneue Expresßamt abgeliefert wurden. Die Kiste, die beinahe drei Fuß breit und fünf Fuß lang war, trug äußerlich Spuren der Reise und auch einiger Irrungen, insofern die ursprüngliche Adresse abhanden gekommen, und der Deckel mit allerlei Aufschriften beklebt war. Sie wurde in ein Privatwohnzimmer des Hotels gebracht, wo die Göttin zuerst vor dem Präsidenten der „Vereinigten Gesellschaften“, drei Mitgliedern des Aufsichtsrats und dem aufgeregten siegestrunkenen Besteller ihre Schönheit entfalten sollte. Minder begünstigte Mitglieder und Arbeiter trieben sich indessen neugierig auf dem Vorplatz herum. Der Deckel wurde mit Vorsicht gehoben, aber Holzwolle und Papierschnipsel verhüllten immer noch die Umrisse der Gestalt. Als diese mit raschen Griffen beiseite geschleudert wurden, zeigte sich auf den darüber gebeugten Gesichtern starres Staunen, dem ein kurzes nervöses Auflachen folgte, dann trat Totenstille ein.

Was vor den fünf Männern lag, war eine „hohle Jungfrau“, eine Schneiderfigur, eine teilweise ausgepolstertes Drahtgestell zum Anprobieren und Ausstellen von Damenkleidern. Der arm- und kopflosen Gestalt, die etwas plötzlich mit einem Drahtreif endigte, war die Kiste genau angepaßt.

„Schließt die Türe ab!“ befahl der Präsident rasch. Man gehorchte. Nach dem einzigen Auflachen wurde das höhnische Schweigen von keinem mehr unterbrochen. Mit übermenschlichem Ernst hob der Präsident die Puppe heraus und stellte sie auf ihr schmales kreisrundes Fußgestell.

„Das ist ein nichtswürdiger Narrenstreich dieser elenden

Expresßgesellschaft, die der Teufel holen soll!“ platzte der unglückliche Besteller los.

Aber sein Zorn fand keinen Widerhall; mit schüchternem, hilfeseuchendem Lächeln blickte er vom einem zum andern, aber kein Lächeln ward ihm zur Antwort.

„Wir haben,“ erklärte der Präsident mit feierlicher Amtsmiene, „hier offenbar die Anfänge einer schönen Frau vor uns, die, wenn man ihr Zeit ließe, eine Göttin ersten Ranges werden könnte! Selbstverständlich ist sie noch nicht vollständig, und vermutlich sind andre Kisten mit den übrigen Körperteilen noch unterwegs; vielleicht daß wir ‚sie‘ im Lauf des Jahrs beieinander haben werden. Nehmen wir dieses Stück als Probe an, meine Herrn,“ schloß er mit schneidendem Sarkasmus, „so können wir uns damit für befriedigt erachten und weiteres nachbestellen.“

„Es entspricht vielleicht nicht ganz der Vorstellung, die wir uns nach früherer Beschreibung machen durften,“ sagte Dick Flint mit tiefer Nachdenklichkeit, „zum Beispiel fehlt der Dornzweig, den sie auf den Rücken hält, desgleichen der dazu gehörige Arm, und auch, wenn diese Gegenstände dabei wären, würde man die Dornen zwischen den Drähten hindurch deutlich sehen, und der Biß vom Ganzen wäre mithin verpufft.“

„Werfen wir sie wieder in die Kiste und schicken wir sie dieser verdammten Expresßgesellschaft mit einem sackgroben Brief zurück,“ brach der blamierte Besteller abemals los.

„Nein, mein Söhnchen, das lassen wir hübsch bleiben,“ erklärte der Präsident sanftmütig, aber bestimmt. „Wir behalten unsre Puppe und warten ab, was folgt. Es passiert uns nicht alle Tage, daß wir zufällig so prächtig an der Nase herumgeführt werden!“

Das war das rechte Wort! Die Kolonie hatte längst ihren Vorrat an handgreiflichen Scherzen gründlich erschöpft und lechzte förmlich nach einer neuen Sensation dieser Art und hier war eine solche allererster Güte! Das war eine Sache, die man nicht auf die leichte Achsel nehmen und mit einem ärgerlichen Auflachen abtun durfte, denn darin lagen alle möglichen Reime. Und als Washington Trigg jetzt in die Gesichter voll unerschütterlichen Ernsts und Hohns sah,

merkte er wohl, daß die Freude über die verirrte Puppe tiefer ging, als die Freude über die wirkliche Statue gegangen wäre.

Ein Ausruf des fünften Mitglieds, das sich wieder über die Kiste gebeugt hatte, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit.

„'s ist noch etwas drin!“

Der Mann hatte unter dem schwereren Packpapier eine Lage Seidenpapier entdeckt und unter diesem einen mit losen Stichen zusammengenähten weißen Stoff. Ein paar Messerschnitte trennten die Naht auf, und der Stoff wurde sorgfältig auseinander gelegt. Ein Gesellschaftskleid von blaßblauem Atlas mit wundervollem Besatz und ein Morgenkleid aus duftigem weißem Stoff mit kostbaren Spitzen kamen zum Vorschein. Schweigend starrten die Männer darauf hin, bis sie plötzlich wie aus einem Mund riefen: „Ihre Aussteuer!“

„Halt, Jungens!“ rief Clinton Gray, als sich verschiedene Hände darnach ausstreckten. „Das überlaßt gütigst einem, der was davon versteht! Wofür hätte ich fünf erwachsene Schwestern in den Staaten zurückgelassen, wenn ich nicht einige Sachkenntnis mitgekriegt hätte? Da fährt man nicht hinein wie unsereiner in seine Buxen, nein, meine Herrn, so wird das gemacht!“

Und mit beachtenswerter Gewandtheit, einer Zartheit und einem Geschmaç, die man nicht bei ihm vermutet hätte, hob er den Rock heraus, schüttelte die Falten zurecht und schob ihn geschickt über das Drahtgestell, dann zog er das Leibchen über die gepolsterten Schultern und wußte sogar die Öfen zu schließen, was freilich Geduld kostete. Vierzig eifrige Finger streckten sich hilfsbereit aus, wurden aber entriistet beiseite geschoben, während er ernsthaft das Werk vollendete. Dann trat er zurück und hieß die andern ein Gleiches tun, und so bildeten sie einen in sinnige Betrachtung versunkenen Halbkreis vor der kopflosen Dame.

Bis zu diesem Augenblick hatte, wenn auch keiner eine Miene verzog, ein wonniges Bewußtsein der eigenen Torheit, ein starkes Gefühl für die komischen Wirkungen der originellen Verwechslung diese ausgewachsenen Schuljungen bestimmt, den Spaß, den ihnen der Zufall in die Hand

gespielt hatte, künstlich in die Länge zu ziehen. Auch das boshafte Vergnügen an Triggs Verzweiflung — dieser hatte zwar jetzt eingesehen, daß sein einziges Heil darin lag, die Sache auch von der humoristischen Seite zu nehmen — hatte sie in dieser Haltung bestärkt, jetzt aber bemächtigte sich ein ganz andres seltsames Gefühl der Gemüter. Das Licht vom offenstehenden Fenster, das auf die riesigen Tannen und das wellige Hügelland bis zu den dunstigen Bergeshöhen der Sierra hinaus ging, fiel auf diese fremdartige unvollständige und doch vollkommen künstlerische Gestalt. Das Kleid war nämlich die „Schöpfung“ eines großen Pariser Künstlers und verhüllte in seiner erlesenen Harmonie von Farbe, Schnitt und Stoff nicht nur das abgeschmackte Drahtgestell, sondern verlieh ihm eine fast unheimliche Eleganz! Ein wunderliches Gefühl von Betretenheit und unfreiwilliger Bewunderung überkam die fünf Männer. Die aus weltfernen Städten des Westens stammten, hatten überhaupt nie etwas Derartiges gesehen, und die einst an solche Eindrücke gewöhnt gewesen waren, hatten sie in fünf Jahren der selbstgewählten Verbannung, der gesunden Unabhängigkeit, des vertrauten Umgangs mit der Natur in ihrer unberührten Frische vergessen. Alle waren ja mit der auffallenden, übertriebenen, schreienden Frauenkleidung in den kalifornischen Städten wohl vertraut, aber diesen, wenn auch künstlichen Typus idealer weiblicher Anmut hatten sie nie kennen gelernt, und wenn auch im Freiheitsrausch der kleinen Republik alles Künstliche geschmäht und verachtet wurde, so genügten gleichwohl einige geschickt verarbeitete Meter Atlas und Band, über ein Gestell von Rohr und Draht gehängt, sie mit einem seltsamen Gefühl ihrer Überlegenheit zu durchdringen. Um die Gestalt in ihrem vollen Reiz zu zeigen, hatte Clinton Gray sie vor einen in Gold gerahmten Stehspiegel neben einem Tisch mit Marmorplatte gerückt, aber wie billig und minderwertig erschien der Glanz ihrer Einrichtung neben diesem Kunstwerk! Wie grausam war der Gegensatz ihrer eigenen Arbeitsmittel, die derselbe Spiegel zurückgab, zu diesem Wunderwerk aus Schneiderhand! Clinton Gray, der Schwärmer, blickte nach dem geliebten Wald hinaus, um einigen Trost zu suchen, und da kam ihm das Bewußtsein, daß sogar die hohen Tannen ein geeigneterer

Rahmen für die seltsame Göttin wären, als das prunkhafte neue Haus, wohin das Schicksal sie verschlagen hatte. An Stelle der geslunkerten Gravität trat nun wirklicher Ernst — der Übermut war verflogen.

„Muß einen Haufen Geld gekostet haben,“ bemerkte einer, nur um das bedrückende Schweigen zu brechen.

„Meine Schwester hatte eine Freundin, die brachte von Paris ein Kleid mit, nicht einmal so vornehm wie dieses, das hat fünfhundert Dollars gekostet,“ sagte Clinton Gray.

„Wieviel hast du gesagt, daß deine alte Hexe in der Geisteruniform koste — samt Dornzweig und allem?“ fragte der Präsident, sich in scharfem Ton an Trigg wendend.

Trigg schluckte die verächtliche Bezeichnung seiner Erwerbung in Demut hinunter.

„Siebenhundertfünfzig Dollars ohne Transportkosten.“

„Nur zweihundertfünfzig mehr,“ bemerkte der Präsident nachdenklich, „wenn wir's quitt machen wollen.“

„Aber,“ rief Trigg beunruhigt, „wir müssen das doch zurückschicken?“

„Fällt uns nicht ein, Söhnchen,“ erklärte der Präsident rasch, „wir behalten die da, bis wir erfahren, wo deine dornige alte Schlange gelandet ist und ihren Hofuspokus treibt — möglicherweise können wir ja tauschen.“

„Aber wie wollen wir's den Jungen erklären?“ erkundigte sich Trigg. „Sie warten draußen und wollen die Göttin sehen.“

„Erklärt wird gar nichts,“ verkündigte der Präsident in dem nämlichen Ton, womit er befohlen hatte, daß man die Türe schließe. „Man sagt einfach, die Statue sei nicht angekommen, was, weiß Gott, die Wahrheit ist, und die Kiste habe Seidenstoffe zu Dekorationszwecken enthalten, die wir bestellt hätten, was auch nur eine halbe Lüge ist. Und, meine Herrn,“ setzte er in noch bestimmterer Weise hinzu, „das Geheimnis verläßt dieses Zimmer nicht — oder ich habe aufgehört, Präsident zu sein. Ich dulde nicht, daß ihr euch dem Volk da draußen preisgebt! Habt ihr in euren Quatschköpfen etwa überlegt, was sie sagen würden — wie's für einen jeden von ihnen ein gefundenes Fressen wäre, uns was am Zeug flicken zu können? Ein ganzes Jahr würden sie davon zehren, und wir bekämen

die Geschichte immer wieder auf dem Butterbrot zu fressen! Nein, meine Herren! Mir ist's lieber, wenn ich keinen von meinen Mitmenschen niederzuschießen brauche, aber ich könnte nicht dafür gutstehen, ob's nicht geschähe, wenn sie den Witz gegen uns auspielten."

Man erkannte sofort die Richtigkeit dieses Gefühls an, und die fünf Männer verpflichteten sich durch feierlichen Händedruck zum Schweigen.

"So," erklärte der Präsident, "und nun legen wir die Kleider wieder zusammen und bringen sie mit dem Gestell in diesen Kasten" — er öffnete einen tiefen Wandschrank, der zum anstoßenden Schlafzimmer gehörte — "wozu jeder von uns einen Schlüssel erhält. Die Zimmer werden für Sitzungen des Aufsichtsrats vorbehalten, so daß niemand den Verschlag zu sehen braucht. Begreift ihr? So, nun nehmt das Kleid ab — halt! Vorsichtig! Ihr geht nicht mit Goldsand um, obwohl der auch nicht billig ist! Langsam!"

Die Ermahnung war überflüssig, denn das Kleid wurde mit fabelhafter Sorgfalt und Zartheit wieder in seine Leinwandhülle gelegt.

"Halt!" rief Trigg, als das Gestell wieder in die Kiste wanderte. "Wir haben ihr ja das andere Kleid noch nicht anprobiert!"

"Freilich!" riefen die andern. "Sie hat ja noch eins!"

"Sparen wir das auf bis zur nächsten Sitzung," entschied der Präsident. "Packe sie ein, Trigg."

* * *

Die nächsten drei Monate brachten in Excelsior fabelhafte Veränderungen hervor — fabelhaft selbst für dieses Land des raschen Wachstums und Fortschritts. Die gut organisierten und ausgereiften Pläne wurden durch eine Schar von Werkleuten aus der nächstgelegenen Stadt ausgeführt; es entstanden zwanzig Wohnhäuser, die Bank und das Stadthaus. Schaulustige und unternehmende Kolonisten strömten auf der neuen Poststraße herbei, um dieses neue Utopien zu sehen, dessen Gründer, den Grund und was darauf erstand, als Genossenschaft in Händen haltend,

auch die Bedingungen vorschrieben, unter denen Ansiedler zugelassen wurden. Die weibliche Einwanderung war weder an Zahl, noch an Bildung oder persönlichem Reiz bedeutend genug, um Beachtung zu finden; sie bestand hauptsächlich aus arbeitenden Frauen und Töchtern kleiner Handelsleute oder vorübergehend beschäftigter Handwerker. Doch fand man es nötig, das Hotel der Leitung eines Herrn Dexter Marsh, seiner Frau und einer klugen, aber nicht eigentlich anziehenden Tochter, die sich der Buchführung widmete, zu übergeben. Es kamen gelegentlich auch weibliche Gäste ins Hotel, Damen aus benachbarten Ansiedlungen und Städten, die von der malerischen Lage und dem Gedanken, daß hier ein Badeort entstehe, angezogen wurden, so daß die neue Straße zuweilen die Eleganz von Sacramento oder gar San Francisco zu sehen bekam. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ihr Anblick in den fünf Männern, die das Geheimnis des Sitzungszimmers Nummer vier im Busen trugen, nur den Glauben an die Überlegenheit ihres verborgenen Schatzes erhöhte. In der letzten „Sitzung“ hatten sie der Puppe das zweite Kleid angelegt, das sich als ein duftiges Sommerhauskleid oder als phantastischer Morgenrock entfaltete, und der eine oder andre war der Meinung, daß es das erste noch an Reiz übertreffe. Jedenfalls zeigte es die nämliche feinsinnige Übereinstimmung aller Einzelheiten und denselben Reiz der Linien.

„Und seht ihr,“ bemerkte Clinton Gray, „gerade in solchem Aufzug wird der Mann sie wohl am meisten zu sehen bekommen, nicht im Kriegsschmuck, den man nur ab und zu anlegt.“

Schon war „sie“ zu einer Persönlichkeit geworden!

„Bst!“ machte der Präsident, indem er sich zur Türe wandte, an die leise geklopft worden war.

„Herein!“

Fräulein Marsh, die Buchhalterin und Hotelassistentin, trat ein. Sie machte ein geschäftsmäßiges Gesicht und hielt einen offenen Brief in der Hand, aber die Betretenheit, die ihr Erscheinen offenbar verursacht hatte, schüchterte sie ein. Zwei von den Herren waren entschieden rot geworden, und man sah sie mit starrem Lächeln oder übertriebener Ernsthaftigkeit an, auch waren alle von einem leichten Husten befallen.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte sie, nicht ohne Anmut, und die leise Röthe, die in ihr sonst blaßes Gesicht stieg, verlieh ihr im Verein mit dem goldenen Kneifer, wenigstens in den Augen des entzündbaren Clinton, einen gewissen pikanten Reiz, „aber mein Vater meinte, ich würde die Herren jetzt beisammen treffen und dürfe sie fragen — wenn Sie aber zu beschäftigt sind, kann ich ja später wiederkommen.“

Sie hatte den Präsidenten angerebet, vielleicht seiner Würde wegen, vielleicht auch, weil er verhältnismäßig alt war — er mußte mindestens dreißig sein! — möglicherweise auch seiner sehr angenehmen Erscheinung wegen!

„Wir haben eine einfache Besprechung, keine Sitzung,“ sagte er ein wenig hastig, um dann verbindlicher hinzuzusetzen: „Was steht zu Ihren Diensten?“

„Wir haben eine Bestellung auf Zimmer für nächste Woche,“ versetzte sie, auf ihren Brief deutend, „und da das Haus dann ziemlich besetzt sein wird, meinte der Vater, die Herren würden vielleicht geneigt sein, ein andres, größeres Zimmer für ihre Sitzungen zu wählen und dieses, das mit dem Schlafzimmer zusammenhängt und vielleicht nicht so geeignet ist . . .“

„Ganz unmöglich! Außer Frage! Keine Rede!“ riefen die Mitglieder im Chor.

Die junge Dame war offenbar ganz verblüfft über diesen einmütigen Widerstand. Sie blickte die Herren neugierig an und sah sich dann im Zimmer um.

„Wir befinden uns hier ganz wohl,“ versicherte der Präsident erläuternd, „und das Zimmer — es eignet sich in hohem Maß für unsern Zweck.“

„Wir könnten Ihnen ein andres geben mit ebensolchem Vorschlag, den Sie abschließen können, und demselben Spiegel,“ schlug sie vor, wobei ein Anflug von Heiterkeit über ihr Gesicht huschte.

„Sagen Sie Ihrem Vater, mein Fräulein,“ versetzte der Präsident mit würdevoller Höflichkeit, „daß wir zwar auf keine Veränderung eingehen können, aber seine geschäftliche Umsicht vollständig würdigen und selbst dafür sorgen werden, daß das Hotel reichlich entschädigt wird dafür, daß wir diese Zimmer für uns behalten.“

Als sich das junge Mädchen mit einer etwas verlegenen Verbeugung zurückzog, öffnete er ihr die Türe, schloß sie hinter ihr und sagte, sich mit dem Rücken dagegen lehrend: „Wie kam sie dazu, von dem Verschlag zu sprechen? Was hat das zu bedeuten?“

„Vielleicht denkt sie sich, wir hätten unsre Lieblingsgetränke drin,“ mutmaßte Trigg, „und gebrauchten den Marmortisch, um unsre Gläser drauf zu stellen. Mit dem Spiegel sähe es dann allerdings aus wie ein eleganter Weinsalon!“

„Hm,“ machte der Präsident.

Die nächste „Sitzung“ wurde sehr bald darauf angefetzt, und als der Präsident verspätet eintrat und rasch die Türe hinter sich zuzog, sah er in lauter verärgerte Gesichter.

„Eine dumme Geschichte!“ sagte Trigg aufgeregt, indem er einen zusammengefalteten Bogen aus der Tasche zog. „Der Spaß ist zu Ende, unser Vergnügen zum Kuckuck — die verdammte Statue, eine richtige alte Hexe, ist unterwegs! Da ist der Frachtbrief und eine Mitteilung der Cypressegesellschaft, wonach sie alle Augenblicke angerasselt kommen kann!“

„Nun — und?“ fragte der Präsident gelassen.

„Nun — und!“ wiederholten die Mitglieder betroffen.

„Begreifst du denn nicht, was das bedeutet?“

„Daß wir sie in der Halle auf einen Sockel stellen werden, wie ausgemacht ist,“ versetzte er ebenso kühl.

„Ja, das ist ja sonnenklar, aber ebenso klar ist, daß wir sie nun hergeben müssen,“ rief Clinton Gray mit einem schmerzlichen Blick nach dem Wandschrank.

„Steht das in dem Brief?“

„Nein,“ sagte Trigg unschlüssig, „es steht nicht drin, aber beide werden wir wohl nicht behalten können . . .“

„Und warum nicht?“ gab der Präsident mit unerschütterlicher Gelassenheit zurück. „Wenn wir beide bezahlt haben . . .“

Als die Mitglieder ihn fassungslos anstarrten, ließ er sich herab, ihnen Aufklärung zu geben.

„Hört mich an! Nach unsrer letzten Sitzung habe ich mir all diese Gefahren überlegt, und während ihr ins Blaue hineinschwätzt und nichts tatet, habe ich der Cypresse-

gesellschaft geschrieben, daß eine Kiste mit beschädigten Frauenkleidern angekommen sei, während wir eine Statue erwartet hätten, und daß ihr Burschen so wütend gewesen sei, über diesen Reinsfall, daß ihr das verdammte Zeug einfach in den Fluß geworfen hätten. Ich setzte aber hinzu, daß wenn sie mir mitteilen wollten, wie hoch sich der Schaden belaufe, ich einen Scheck schicken würde. Nachdem sie sich eine gute Weile besonnen hatten, schrieben sie, in Anbetracht des entstandenen Verdrußes wollten sie sich mit zweihundert Dollar begnügen. Die habe ich gezahlt, und das hat ihnen offenbar Beine gemacht, sich mit Beförderung der andern Kiste ein wenig zu sputen. Gut, daß sie kommt, das bringt uns mit den andern Jungen wieder in die Reihe."

"Und sie," sagte Clinton Gray, auf die verschlossene Kiste deutend, "ist also unser Eigentum?"

"Bis wir irgend eine Dame finden, die sie samt den Zimmern übernimmt," versetzte der Präsident herzloserweise.

Die Ankunft der wirklichen Statue und ihre Aufstellung in der Halle des Hotels waren ein großes Ereignis. Die Mitglieder der Excelsiorgesellschaft waren überschwenglich in ihren Lobpreisungen, nur der Aufsichtsrat verhielt sich kühl, worin man eine gemachte Bornehmthuerei erblickte.

Die Statue erregte den Neid und mithin die Kritik der benachbarten Stadt.

"Wir hören," schrieb der "Rote Hund", "daß die lang in Aussicht gestellte Statue in dem anspruchsvollen Kosthaus, das man in Excelsior Hotel nennt, angekommen ist. Sie stellt eine bis auf die Knochen abgemagerte Squam dar, die, mit einer dürftigen Decke bekleidet, Wurzeln sucht und ein Bündel dorniges Anzündholz auf dem Rücken hält. Die erhabene, geheimnisvolle Körperschaft von Excelsior mag darin eine sinnige Verkörperung Kaliforniens erblicken, uns aber macht die Figur eher den Eindruck, als ob sie einen harten Winter und Mangel an Lebensmitteln für das Sycamoretal ankünde. Uns berührt das Ding ja weiter nicht — obwohl der gelegentliche Hotelgast auf seinem Weg zu Tisch einen recht niederdrückenden Eindruck davon

empfängt. Lange Zeit wurde das Kunstwerk vermißt und galt schon für verloren, da es aber auf jeder Station seines Wegs beharrlich und energisch zurückgewiesen wurde, ist es schließlich doch in Excelsior eingelaufen.“

Auch in der Heimat rührte sich die Kritik.

„Wie finden Sie die Figur?“ war der Präsident so artig, die rührige junge Buchhalterin zu fragen, als er sie davor stehend fand.

„Als Allegorie, oder als Weib, Herr Präsident?“ fragte sie dagegen, den goldenen Kneifer auf dem feinen Näschen zurecht rückend.

„Als Weib,“ versetzte er, wobei seine braunen Augen Fräulein Marshs überschlanke Gestalt von den strohfarbigen Scheiteln bis zu den eleganten Pantöffelchen hinab musterte.

„Nun, sie könnte Ihre Stiefel tragen, Herr Präsident, und in ganz Sacramento wird kein Mieder aufzutreiben sein, das die Dame umspannen würde!“

„Das genügt,“ sagte er, rasch weitergehend.

Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, einmal bei Nacht mit Hilfe der Mitverschworenen die entzückenden Kleider dieser Statue anzuprobieren, er verwarf ihn aber gleich wieder. Kurz darauf hatte er ein seltsames Erlebnis, das selbst seine kühle amerikanische Vernünftigkeit erschütterte.

Es war eine herrliche Mondnacht, als er ins Hotel zurückkehrte, in dem er vorübergehend wohnte, weil die Maler in seinem Haus ihr Wesen trieben. Er hatte nach einer geschäftlichen Beratung, die ihm das Gedeihen von Excelsior deutlich bestätigt hatte, den Abend mit einem Freund aus San Francisco zugebracht, und es war recht spät geworden. Es war menschlich, daß er in gehobener Stimmung auf die schlafende Ansiedlung blickte, die unterm Zauberstab, den Fortuna ihren Gründern verliehen hatte, wie im Märchen hervorgesprossen war. Das Mondlicht verklärte die etwas unreifen Schöpfungen mit einem Hauch von Jugendfrische, milderte die prozige Neuheit des Anstrichs und Bewurfs, hüllte die Erdhaufen und den angeschnittenen Wald am Anfang und Ende der stolzen Avenuen in barmherziges Dunkel, pflasterte die eben aufgeworfene Terrasse am Fluß mit würfelförmigen Schatten und verlieh sogar der Quelle

ihres Reichthums, dem rasch dahinströmenden Fluß, den Goldschimmer des Pactolus.

Die unerleuchteten Fenster des vor ihm liegenden Gasthofs glitzerten im Mondschein, wie die Scheiben von Madins Palast. Heute abend mischten sich bei ihm holdere Träume unter die des Ehrgeizes, Träume, denen er nur selten Einlaß gestattete in das Zukunftsbild von Excelsior. Wenn die Arbeit vollbracht war, sollte sein Leben geteilt werden von einer schönen Frau, von der er noch keine andre Vorstellung hatte, als die, daß sie aus einer höheren Welt stammen sollte, als seine Jugend sie gekannt hatte. Nachdem er den verschlafenen Pförtner geweckt hatte, fand er indes niemand in der Halle als die geisterhafte Goldsucherin. Der Schein seiner einfachen Kerze haftete mit einer wunderlichen Beharrlichkeit auf ihrer Wünschelrute, die nach der Treppe zu deuten schien, die er hinauf mußte. Als er den ersten Podest erreicht hatt, blies ihm der Wind durch ein offenstehendes Fenster das Licht aus. Das Treppenhause war jetzt stockdunkel, der lange Flur aber so hell vom Mond beleuchtet, daß er bis in dessen fernste Ecke sehen konnte. Schon hatte er ihn beinahe durchschritten, als er das leise, aber deutlich unterscheidbare Rascheln eines Kleides vernahm. Er blieb stehen, nicht nur aus Zartgefühl, sondern weil ihn der Laut erschreckt hatte, ihn nervös machte, ohne daß er sich bewußt gewesen wäre, weshalb. Es kam näher, er hörte deutlich das Frou-Frou von Seide, und dann sahen seine erschrockenen Augen eine Gestalt, die ihm als die der Puppe erschien, in dem so wohlbekannten blaßblauen Gesellschaftskleid anmutig und würdevoll den Flur entlang schreiten. Ganz genau bemerkte er die gut sitzenden Falten des Rocks, den trefflichen Schnitt der Taille, ja sogar den feingewählten Auspuß. Halb furchtsam, halb neugierig hob er den Blick vom Kleid nach den Schultern, auf denen er keinen Kopf erwartete, sie schienen aber einen solchen zu tragen, nur war er von einem duftigen Spitzentuch wie zum Schutz gegen die Nachtluft verhüllt. Einen Augenblick blieb er regungslos stehen, betroffen von dem Wunder, daß die Leblose sich bewegte, dann machte er sich die Torheit dieser Annahme klar und stieg hastig, aber lautlos die Treppe vollends hinauf, um der Gestalt zu folgen. Aber

er sah sie nur noch in einen Quergang einbiegen, und als er diesen erreicht hatte, war er leer — die Gestalt war verschwunden!

Sein erster Gedanke war, in das Sitzungszimmer zu gehen und den verschlossenen Verschlag zu untersuchen, allein das Zimmer lag im entgegengesetzten Flügel, er hatte kein Licht und — der Schlüssel lag daheim in seinem Pult. Außerdem überlegte er, daß eine Entdeckung der Gestalt das lang gehütete Geheimnis gefährden würde, und so ging er in sein Zimmer und legte sich ruhig zu Bett. Aber mit dem Schlafen war es nichts; die Neugierde quälte ihn und trieb ihn mehr um, als die Entrüstung über den begangenen Frevel. Die halbe Nacht warf er sich im Bett hin und her, immer die Frage erwägend, wer die Frau sein möchte, der dieses Kleid so vortrefflich saß? Er ließ alle Gäste des Hauses im Geist an sich vorüberziehen, aber er fand keine Gestalt darunter, die eine solche Maskerade hätte wagen dürfen.

Des Morgens in aller Frühe wollte er in das Sitzungszimmer gehen, blieb aber betroffen stehen, als er zwei Paar Stiefel, ein männliches und ein weibliches, in ehelicher Gemeinsamkeit auf dessen Schwelle vorfand. Jetzt war er wirklich entrüstet und eilte aufs Bureau, wo ihm die blonde Buchhalterin entgegentrat. Sie errötete flüchtig bei seinem Anblick, wozu ja Grund genug vorhanden war.

„Sie kommen, um mich zu schelten, Herr Präsident! Aber es ist wahrlich nicht meine Schuld. Das Haus war vollständig besetzt gestern nachmittag, als Ihr Freund aus San Francisco mit seiner Frau ankam. Wir sagten ihm, es seien Ihre Zimmer, aber er meinte, das werde er schon mit Ihnen abmachen, und mein Vater nahm an, Sie würden für dies eine Mal fünfse gerade sein lassen. Was von Ihren Sachen darin war, ist sorgfältig in ein anderes Zimmer gebracht worden, und der Wandschrank blieb verschlossen, wie Sie ihn verlassen haben.“

Bermundert und betroffen murmelte der Präsident einige Worte der Entschuldigung und ging seines Wegs. Hatte die Frau seines Freundes in einer Anwandlung von Neugier mit einem fremden Schlüssel geöffnet und sich in die Gewänder gehüllt? Wenn dem so war, konnte sie es jedenfalls nicht wagen, ihre Entdeckung auszulaudern!

Am Frühstückstisch machte er die Bekanntschaft der Dame, und damit schwand auch diese Hoffnung. Sie war sehr stattlich — ihre umfangreichen Formen hätten nimmermehr in der blauen Taille Unterkunft gefunden, und ihr offenes, mitteilbares Wesen zeigte, daß sie keine Missetat zu verhehlen hatte.

Nichtsdestoweniger faßte er einen Entschluß. Sobald seine Freunde abgereist waren, berief er eine Sitzung des Aufsichtsrats ein. Er machte den Genossen kurze Mitteilung von dem Umstand, daß ihr Zimmer bewohnt gewesen — von der „Geistererscheinung“ schwieg er aus besonderen persönlichen Gründen — und setzte ihnen auseinander, daß die Gefahr der Entdeckung zu groß sei und daß er die „hohle Jungfrau“ mitsamt ihrer Toilette in sein eigenes Haus schaffen lassen werde. Zu seiner Überraschung fand dieser Beschluß allgemeine Zustimmung, ja, er wurde mit einer gewissen Erleichterung begrüßt.

„Wir haben schon dran gedacht, dir so was vorzuschlagen,“ sagte Trigg bedächtig, „und es war uns auch, als ob der Spaß lang genug gedauert hätte — sind nämlich Dinge vorgekommen, die einem die Lust dran entleiden. Wir hätten's schon vorher gesagt, aber es war ja keine Sitzung! Rede du, Clinton, sag' dem Präsidenten, was wir neulich gesehen haben — rede nur frei von der Leber weg.“

Der Präsident blickte rasch auf und sah sich warnend um.

„Ich war der Ansicht, daß wir die Narreteien abgetan hätten,“ bemerkte er mit Schärfe. „Schlechte Witze sind jetzt nicht am Platz!“

„Was wir zu sagen haben, ist wahr wie das Evangelium! Leg' los, Clinton!“

Der Präsident blickte in die ernstesten Gesichter der Freunde und empfand selbst ein gewisses Bangen.

„Es sind zwei oder drei Tage her,“ begann Gray zögernd, „daß Trigg und ich abends spät durch den Sycamorewald gingen, gerade unten am Hotel vorbei. Es war Mitternacht vorüber und der Mond schien hell, so daß wir alles so deutlich sehen konnten wie am lichten Tag, auch waren wir vollständig nüchtern. Gerade unter den Sycamoren packt mich Trigg am Arm und macht: „Bst!“ Ich blicke auf, und da steht, keine zehn Schritte von uns im

hellsten Mondschein — die Puppe! Sie trug das weiße Kleid, du weißt ja, das mit den Feenspitzen und — sie hatte einen Kopf! Wenigstens saß etwas ganz in Weiß Gehülltes auf den Schultern. Zuerst dachten wir, du oder die beiden andern hätten die Puppe so angezogen und an die Luft gestellt, um uns einen Schrecken einzujagen, wir gingen also drauf los und dann — es ist wahr wie das Evangelium! — ging sie weg! Gleitend wie Mondenstrahlen bewegte sie sich und verschwand unter den Bäumen!“

„Und ihr habt das Gesicht gesehen?“ fragte der Präsident.

„Gott bewahre uns davor! Haben uns auch keine Mühe gegeben — das würde einem ja sein ganzes Leben lang nachgehen!“

„Was meinst du damit?“

„Ich meine, daß es das Mädchen war, dem die Kiste gehört! Sie ist, wie sich früher oder später herausstellen wird, irgendwo gestorben und geistert umher, ihren Kleidern nach! Von solchen Fällen habe ich schon oft gehört!“

Trotz seiner nüchternen Gelassenheit fühlte der Präsident, daß ihn bei dieser Bestätigung seiner eigenen Erfahrung und angesichts von Grays unverkennbarer Gespensterrucht ein Schauer überlief. Eine Weile lang schwieg er betroffen.

„Gut, Jungens, das ist eine wunderliche Geschichte,“ sagte er endlich, „aber merkt euch wohl, daß wir um so mehr Grund haben, unser Geheimnis zu wahren. Was die Kleider betrifft, so kommen sie samt der Puppe in mein Haus.“

Aber das geschah nicht.

Der Präsident verlängerte vielmehr aus einleuchtenden Gründen seinen Aufenthalt im Hotel und machte sich zu den verschiedensten und unberechenbarsten Stunden des Tages und der Nacht im Sitzungszimmer und dessen Umgebung zu schaffen. Außerdem fand er sehr häufig Anlaß, das Bureau zu besuchen und sich durch Fräulein Marsh über verschiedene, die ökonomische Verwaltung des Gasthofs betreffende Punkte unterrichten zu lassen. Manche dieser Einzelheiten führten auch dazu, daß sie über ihre eigenen Aussichten und Neigungen, sowie ihre einstige Erziehung

berichten mußte. Er erfuhr beiläufig, was er zum Teil schon wußte, daß der Vater einst bessere Tage gesehen hatte und daß sie in andern Verhältnissen aufgewachsen war. Stolz auf ihre Unabhängigkeit und Hingebung an ihre Pflichten erfüllten sie indes so sehr, daß sie darüber leicht hinwegging.

In seiner ruhigen, beharrlichen Weise stellte er dabei auch Beobachtungen an über die Breite ihrer Schultern, den Umfang ihrer Taille, ihre Größe, ihre Kocklänge, ihren Gang und andre scheinbar fernliegende Punkte. Natürlich lernte er dabei verschiedenes kennen, was er bisher nicht bemerkt hatte — so zum Beispiel, daß die Augen unter den Kneifergläsern taubengrau waren und den schwermütigen Reiz der Kurzsichtigkeit hatten, daß ihr Gesicht eine Beweglichkeit des seelischen Ausdrucks aufwies, der den Mangel an blühender Farbe reichlich aufwog, obwohl man, wie immer, wo dieses ursprüngliche, in die Augen fallende Moment der Schönheit fehlt, näher zusehen mußte, um diese zu finden. Zum Beispiel bemerkte er erst, als er sich mit ihr über die Rechnungsbücher beugte, daß ihr unscheinbares Haar so weich und so elektrisch war wie Seidenfäden, und erst als er eines Abends sah, wie sie sich mit den Kindern von Hotelgästen herumtummelte, fiel ihm auf, wie schrecklich jung sie war! Um diese Zeit aber siedelte er vom Hotel in sein Haus über.

Am ersten Jahrestag der Gründung von Excelsior fanden verschiedene Veränderungen in der Ansiedlung statt, namentlich wurde Herr Marsh auf einen wichtigeren Posten in der Gesellschaft berufen, und die Leitung des Hotels wurde dem Fräulein Cassie Marsh übergeben. Als Fräulein Marsh den vom Präsidenten unterzeichneten offiziellen Brief las, worin ihr unter schmeichelhafter Anerkennung ihrer Leistungen dieses Amt als Zeichen des Vertrauens übertragen wurde, zitterten ihre Lippen und eine Träne sickerte unter den hellen Wimpern hervor, die das Kneiferglas trübte, so daß sie in ihr Schlafzimmer ging, um es abzuwischen und sich zu sammeln. Zu ihrem Entsetzen fand sie dort dicht an der Türe die „hohle Jungfrau“ vor und auf ihrem Bett die schön zusammengefalteten beiden Kleider. Daneben lag ein Briefchen von des Präsidenten eigener

Hand, und heiße Röte stieg in ihr Gesicht, als sie die Worte las: „Liebe Fräulein Marsh! Wollen Sie mich glücklich machen, indem Sie das Geheimnis bewahren, das außer Ihnen keine Frau kennt, und indem Sie die Kleider, die keine außer Ihnen tragen kann, als Geschenk annehmen?“

Im nächsten Augenblick flog Fräulein Marsh, ein Bündel Kleider auf dem einen Arm, in der andern Hand eine Schneiderfigur schwingend, die Treppe hinunter und lief nach dem Sitzungszimmer Nummer vier. Sie riß die Tür auf und fand niemand darin als den Präsidenten.

„Wie grausam von Ihnen!“ rief sie atemlos. „Es war ja nur ein Scherz . . . ich hatte immer die Absicht, es Ihnen zu gestehen . . . es war sehr töricht von mir, aber die Geschichte kam mir so komisch vor. . . Ich dachte nämlich . . . Sie hätten die Kleider für Ihre Braut gekauft!“

„So ist es auch,“ sagte der Präsident, die Türe hinter ihr schließend.

Und es war so.

Ende.

